



Das Löwenbanner



JOHANNES ÖHQUIST

DAS LÖWENBANNER

Des finnischen Volkes Aufstieg zur Freiheit



1942

VOLK UND REICH VERLAG PRAG
AMSTERDAM — BERLIN — WIEN







2. Auflage

Einband: Dora Ecke-Nadge. Druck: A. Haase, Prag I, Annahof.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung

Dreimal hat das finnische Volk in diesem Jahrhundert zu einem tödlichen Kampf um sein Dasein antreten müssen. Und jedesmal war der Bolschewismus der Feind, der es vernichten wollte: das erste Mal, im Winter 1918, freilich getarnt von der sozialdemokratischen Partei Finnlands, die durch eine unterirdische Agitation der Bolschewisten vergiftet und verführt worden war, gegen ihr eigenes Land aufzustehen.

Der Kampf, den das Volk Finnlands gegen diesen tückischen Überfall hat führen müssen, wird in diesem Buch geschildert. Den Sieg, den es errang, verdankt es der Hilfe, die Deutschland ihm brachte, das selber gegen eine Welt von Feinden im Kampfe stand. Es verdankt den Sieg aber auch noch einem anderen Umstande: der Tatsache, daß es bereits jahrhundertelang in blutigen Kämpfen gegen den russischen Erbfeind in seinem Freiheitswillen gestärkt, in seinem zähen Durchhalten gehärtet und in seiner Kampffähigkeit gestählt worden war. Diese kriegerischen Tugenden fanden eine Stütze in der politischen Erziehung, die dem Volk einen unbeugsamen Sinn für Recht und Gerechtigkeit eingeimpft hatte. Diese vaterländische Gesinnung und Gesetzestreue versuchte schon die zaristische Regierung zu zertrümmern.

Der erste Freiheitskampf des finnischen Volkes ist deshalb anfangs ausschließlich oder jedenfalls vorwiegend ein friedlicher Kampf: ein Verfassungskampf, ein Rechtskampf. Die Rechtsfragen spielen in ihm nicht nur im allgemein menschlichen sondern auch im streng juristischen Sinn eine hervorragende, ja grundlegende Rolle. Diese Fragen sind in einer umfassenden Spezialliteratur eingehend erörtert und von wissenschaftlichen Autoritäten in gründlicher Weise beleuchtet worden. Auf ein solches juristisches Eingehen verzichtet dieses Buch. Von den beiden Hauptspielern in diesem Drama, dem finnischen Volk und seinem russischen Widersacher, soll der letztere nur soweit zu Worte kommen, als es notwendig ist, um den Konflikt und die Wirkungen, die er beim Angegriffenen auslöste, zu verstehen. Warum Finnland um seine Freiheit und Unabhängigkeit kämpfte, was die einzelnen Kampfhandlungen und Katastrophen hervorrief, das zu erklären bedarf es nicht vieler Worte. Wie es geschah, das ist das menschlich Entscheidende, und das ist außerhalb Finnlands in seinen Einzelheiten, in seinen seelischen und geistigen Voraus-

setzungen und in seinem organisch zusammenhängenden dramatischen Verlauf nur wenig bekannt. Dieses lebendige Geschehen, Handeln und Leiden, Suchen und Ringen, Ermatten und Siegen, soll Gegenstand der nachfolgenden Darstellung sein. Keine Zeile, kein Wort ist hier erfunden und erdichtet. Es ist nicht Geschichte im Sinne eines protokollarisch genauen Berichts sondern im Sinne des Nacherlebens der Augenblicke, die des Lebens wert waren. Der Freiheitskampf Finnlands ist ein Drama, vom finnischen Volk selbst gedichtet, eine Tat von solchem Reichtum des Erlebens, solcher Steigerung im Aufbau und solcher Schönheit der Lösung, daß keines Dichters Phantasie sie vollendeter nachzuschaffen vermöchte. Es wirkt und ergreift allein aus eigener Kraft und Herrlichkeit. So mag auch das „Löwenbanner", das Symbol dieses Kampfes um Freiheit und Leben, das mehrmals in entscheidenden und erhebenden Augenblicken sich über den Dächern der finnischen Hauptstadt entfalten durfte, dieser Darstellung ihren Haupttitel leihen.

Recht und Gesetz

Das finnische Volk hat seine Freiheit und Unabhängigkeit letzten Endes unter schweren Opfern durch den blutigen Krieg von 1918 errungen. Aber nicht diesem Krieg allein verdankt es seine staatliche Selbständigkeit. Der Freiheitskrieg war nur eine letzte und sieghafte Äußerung des Volkswillens, der sich nie mit dieser elementaren und entscheidenden Gewalt hätte durchsetzen können, wenn er nicht durch eine lange nationale und politische Schulung und durch eine zwei Jahrzehnte lange ununterbrochene Kette von Kämpfen, in denen Sieg und Niederlage abwechselten, gestählt worden und zu der Zielbewußtheit gereift wäre, die ihm die große einigende Kraft des Sieges verlieh.

Die politische Schulung verdankte das finnische Volk der Tatsache, daß es während seiner siebenhundertjährigen Vereinigung mit dem schwedischen Reich gelernt hatte, die Autorität und die Macht von Recht und Gesetz als die sicherste Grundlage des Staates zu betrachten. Und der nationale Gedanke erwachte im finnischen Volke vor etwa hundert Jahren dank der Entdeckung der gewaltigen finnischen Volksrunen, denen ihr Entdecker Elias Lönnrot den Namen „Kalewala" gab und durch die in schwedischer Sprache erscheinenden Dichtungen Johan Ludwig Runebergs, vor allem seine Balladensammlung „Die Erzählungen des Fähnrichs

Staat". Der Staatsmann Johan Vilhelm Snellman gab diesem Nationalbewußtsein eine wissenschaftliche Grundlage, indem er der studierenden Jugend die Idee Hegels von der Notwendigkeit der organischen Verbindung von Staat und Volkstum einprägte.

Diese nationalpolitische Erziehung hatte zur Folge, daß im Bewußtsein des Volkes der Begriff „Gesetz" eine Würde und eine Weihe erhielt, die es hoch über die Vergänglichkeit und Veränderlichkeit der Satzungen des Alltags erhoben. Das Gesetz widerstand selbst der Gewalt des Herrschers, nur mit Zustimmung des ganzen Volkes konnte es aufgehoben, verändert oder auch nur einer Deutung unterworfen werden. Und in noch unnahbarerer Höhe thronte das „Grundgesetz", das die verfassungsmäßigen Grundgerechtsame und Freiheiten des Staatsbürgers umschloß und umschirmte.

Die Tradition, auf der diese Kraft beruhte, wurde nicht bloß von den juristischen Kathedern verkündet und nicht nur von der Beamtenschaft aufrechterhalten, deren Stärke in dem auf unverrückbarer Überzeugung ruhenden Pflichtbewußtsein und der fast bis zur Starrheit unbeugsamen Treue zum Gesetz lag, sie ging von Mund zu Mund, von Familie zu Familie, und die alten Richterregeln des Landgesetzes von 1442 prangten nicht bloß zum Schmuck als Einleitung zu dem Gesetzkodex von 1734, sie lebten fort als Spruchweistum im Herzen des Volkes. Es war mehr als bloßes Rechtsgefühl, es war ein Rechtswissen, aber ein Wissen nicht von Paragraphen sondern von Grundsätzen und Richtlinien, die um so tiefer und fester wurzelten, als sie aus den sittlichen Quellen des Volkstums ihre Lebenskraft saugten. Jedermann — Gelehrter wie Beamter, Handwerker und Kaufmann, Arbeiter und Bauer — wußte, daß das Gesetz allein Richtschnur für ihn wie für den Herrscher war, wußte, ohne sich um Einzelheiten zu kümmern, um das Wesentliche seines Inhaltes. Darum war das Volk, wenn an das Gesetz gerührt wurde, keine stumpfe und träge Masse sondern ein lebendiges Meer, das der Wind der Ereignisse schnell in stürmisches Brausen brachte. Und weil es wußte, daß der Talisman, den es im Gesetz beschlossen besaß, nur kraft des Rechtes bestand und des unangreifbaren Panzers der Macht ermangelte, war es auf der Hut, und es bedurfte, wenn Feinde drohten, keiner allzu lauten Rufe der Wächter, es zu wecken.

Acht Jahrzehnte lang während des neunzehnten Jahrhunderts, nachdem Finnland 1809 mit Rußland vereinigt worden war, brauchten diese Weckrufe nicht zu ertönen. Bis 1863 war Ruhe, man könnte sagen Schlaf, die erste Bürgerpflicht in Finnland. Dann kam mit der Wiedererneuerung des verfassungsmäßigen, politischen Lebens ein wunderbares Erwachen, und einige Jahrzehnte lang durfte das Volk im vollen Tageslicht politischer Mündigkeit selbst Hand anlegen an den Bau des Staatskörpers und Gemeinwesens, am eigenen wirtschaftlichen und geistigen Aufschwung.

Das Verbundensein mit dem mächtigen Zarenreich verlor den Charakter des Unzuverlässigen und Abschreckenden. Das Russentum war und blieb trotzdem eine fremde und unbegreifliche Welt. Finnisch war die Sprache der überwiegenden Mehrzahl, Schwedisch die eines wesentlichen Bruchteils des Volkes; Russisch sprach und verstand kaum einer.

Nur der Person Alexanders II., des Wiedererweckers des konstitutionellen Lebens, zollte man Sympathie. Er ist der einzige Fürst, dem das finnische Volk ein Denkmal errichtet hat.

Vorboten eines nahenden Sturmes traten aber schon bald nach dem tragischen Tode Alexanders II. (1. März 1881) auf.

Die Partei der Slawophilen verkündete die Lehre von der Allmacht des rechtgläubigen Zaren und des Slawentums. Fremdstämmige und Andersgläubige innerhalb der Grenzen des heiligen russischen Reiches sollten zum alleinseligmachenden Himmel des Russentums bekehrt, nötigenfalls gezwungen werden.

Alexander III., orthodox und Russe, schwor auf die Lehre der Meister. Aber seine eigensinnige Rechtschaffenheit war der jesuitischen Wahllosigkeit ihrer Politik nicht zugänglich. Er vergaß nicht, daß er die Verfassung Finnlands durch seine Unterschrift beschworen hatte. Das tat auch sein Nachfolger Nikolai II. (1894). Aber dessen willensschwacher Charakter hielt dem Ansturm der Panslawisten nicht stand. Schon wenige Jahre nach seiner Thronbesteigung war er von seiner autokratischen Herrschergewalt so überzeugt, daß er amtliche finnische Urkunden, die von der Autonomie Finnlands sprachen, am Rande mit Fragezeichen versah und die Grundgesetze Finnlands als veraltet bezeichnete.

Die hierüber verbreiteten Gerüchte und die finnlandfeindliche Stimmungsmache in der russischen Presse wirkten in Finnland wie Alarmsignale. An den Wankel-



FISCHER-HALBINSEL
Nördliches Eismeer
Kirkenes
Petsamo
Murmansk
Kandalax
Weisses Meer
Archangelsk
Kem
Haparanda
Luleå
Kemi
Oulu
Bottnischer Meerbusen
Onega
U.d.S.S.R.
Kajaani
Vaasa
Kuopio
Jyväskylä
Vaajakoski
Pieksämä
Annislinna
Onega-See
Sortavala
Pori
Tampere
Rauma
Hämeenlinna
Lahti
Käkisalmi
Ladoga-See
Riihimäki
Viipuri
FINNLAND
ÅLANDS-INSELN
Turku
Loviisa
Helsinki
Kronstadt
Petersburg
Hanko
Finnischer Meerbusen
Stockholm
VOLK UND REICH KARTE 11.41.

mut des Zaren wollte man freilich noch nicht glauben. Der russischen Pressehetze dagegen begegnete man mit bitterem Staunen und Verachtung.

Die Spannung wuchs, als ein russischer General Bobrikow von dem nichts Gutes verlautete, zum Generalgouverneur Finnlands ernannt wurde. In helle Aufregung aber geriet das Volk, als ein kaiserliches Reskript bedrohliche Veränderungen im finnischen Wehrpflichtgesetz ankündigte. Seit 1878 besaß Finnland nämlich seine eigene nationale Wehrpflicht. Sie sollte ausschließlich der Verteidigung Finnlands dienen. Das kleine, acht Scharfschützenbataillone und ein Dragonerregiment zählende finnische Heer durfte nicht außerhalb Finnlands gebracht werden. Angehören durften ihm nur finnische Staatsangehörige. Die Kosten des Heeres trug der finnische Staat allein.

Diese nationale Wehrmacht wollte das Reskript zertrümmern. Die finnische wehrpflichtige Jugend sollte dem Vaterlande entrissen, der Verbindung mit ihren Volksgenossen beraubt, als russische Untertanen der russischen Willkür unterworfen werden — in einem fremden Heer, in dem das Peitschen noch eine allgemein übliche Strafform war.

Das „Februarmanifest"

Ein solches Gesetz konnte in Finnland nur mit Gewalt eingeführt werden. Darüber war man sich in den Petersburger Kanzleien im klaren. So scharf wollte man aber nicht vorgehen. Man wollte den Schein des Rechts wahren, solange es möglich war. Der Ausweg, den man hierfür wählte, führte zu einer dramatischen Entwicklung, deren allgemeine politische Wirkung man aber nicht vorausgesehen hatte.

Am 15. Februar 1899 brachte General Bobrikow aus Petersburg ein Manifest des Kaisers mit, das einen ganz neuen Begriff in die Gesetzgebung Finnlands einführte, den Begriff „allgemeine Reichsinteressen". Jede Frage, hieß es, die allgemeine Reichsinteressen berührte, sollte von finnischen Behörden nur begutachtet, aber in Petersburg entschieden werden.

Wann eine Frage ein allgemeines Reichsinteresse berührte, das zu entscheiden behielt sich der Kaiser persönlich vor. Der Kaiser — das bedeutete: seine nächsten, der Autonomie Finnlands feindlich gesinnten Ratgeber. Was diese als allgemeine

Reichsinteressen berührende Fragen betrachteten, bewies zum Beispiel der Fall, daß sie eine Verordnung über das Austreiben von Viehherden auf die Weiden zu solchen Fragen rechneten. Im übrigen war das Februarmanifest natürlich gegen das nationale Heer Finnlands gerichtet. Daß diese Frage allgemeine Reichsinteressen berührte, war ja nicht schwer zu beweisen.

Man begriff in Finnland sofort, daß hiermit ein gefährlicher Sturmbock geschaffen worden war, der die Autonomie des Landes zerschlagen sollte. Und man gab sich darüber keiner Täuschung hin, daß der übliche Weg über Regierungskanzleien und Landtagsbeschlüsse, wo in dieser Not allein noch Rettung zu erwarten war, nicht zum Ziele führen konnte. Eigentümlicherweise glaubte nämlich das Volk noch immer an den guten Willen des Zaren. Wenn man nur ihn selbst erreichen könnte über alle Behörden und Schranken hinweg! Aber wie?

Die Ratlosigkeit des ersten Schreckens war schon am folgenden Tag überwunden. Mit erstaunlicher Einigkeit faßte man in einer Massenversammlung den Entschluß, einen seit alters im skandinavischen Norden vertrauten Weg zu gehen, wenn Not am Mann war. Das Volk selbst sollte wie einst „zum König gehen", um sich von ihm Recht und Schutz gegen die Willkür und den Eigennutz seiner Vögte zu erbitten.

Jeder schreibkundige und mündige Finne sollte eine Schrift mit seinem Namen unterzeichnen, und fünfhundert Männer, einer aus jeder Gemeinde des Landes, sollten sie dem Kaiser überreichen. In dieser Schrift wollte das Volk dem Kaiser sagen, daß er schmählich hintergangen sei und daß, wenn er nur der aufrichtigen und ehrlichen Stimme des treuen finnischen Volkes Gehör schenken wollte, die Nebel der Mißverständnisse sich auflösen würden vor der leuchtenden Sonne der Liebe und des Vertrauens zwischen Herrscher und Volk.

Der Plan war aus dem reinen Idealismus eines von den Zweifeln der Zivilisation noch unberührten Naturvolkes geboren. Er war aber auch sonst abenteuerlich genug. Es war Hochwinter, das ganze Land tief verschneit, und es lag Gefahr im Verzuge. Die ganze Arbeit mußte binnen zwei Wochen durchgeführt sein. Vor allem durften die Spione des Generalgouverneurs nichts von dem Unternehmen erfahren. Aber jetzt, wo das Dasein des Volkes auf dem Spiel stand, durfte man nicht vor Hindernissen zurückschrecken.

Und wahrhaftig — in der vorgeschriebenen Zeit war das schwierige Werk vollbracht: 524 931 Männer und Frauen, fast ein Viertel der Gesamtbevölkerung,

hatten die Adresse unterzeichnet. Selbst des Schreibens Unkundige hatten es sich nicht nehmen lassen, noch die letzte Nacht einem mehrstündigen Unterricht zu opfern, um ihren Namen in lesbaren Schriftzügen unter die kostbare Urkunde setzen zu können. Zahlreich waren die weltverlorenen Einödhöfe, wohin kein Bote gesandt werden konnte. Aber das Gerücht flog auf Windesflügeln auch zu ihnen, und sie wußten sich oft auf eigene Hand zu helfen. Der nördlichste Ort, den Boten erreichen konnten, war das Kirchdorf Rovaniemi am Polarkreis. Für den noch höheren Norden glaubte man nicht mehr genügend Zeit zu haben. Die Rovaniemibewohner hielten es jedoch für unrecht, ihre nächsten Nachbarn in Kittilä — 150 Kilometer weiter nördlich — von der Adresse auszuschließen. Ihren besten Skiläufer sandten sie aus, der die weglosen 150 Kilometer in unglaublich kurzer Zeit zurücklegte und aus den meilenweit verstreuten Höfen die Leute zusammentrommelte. Der Text der Adresse war den Kittiläleuten nicht bekannt. Sie setzten also ein Schreiben auf, sie hätten von dem Plan gehört, eine Volksadresse an den Kaiser zu senden, und wollten mit dabei sein. Jeder der Anwesenden unterzeichnete dieses Schriftstück. Ihren angesehensten Mann wählten sie zu ihrem Sendboten, der sich unverzüglich die Skier anschnallte und am festgesetzten Tage, gleichzeitig mit allen übrigen Delegierten, in Helsinki eintraf.

In einem entlegenen Einödhof in den nordöstlichen Wäldern hatte der Hofbauer zufällig durch einen Knecht, der am Sonntag in der Kirche gewesen, von der Adresse erfahren. Dorthin zu eilen war zu spät; daß man ihn nicht mehr aufsuchen würde, wußte er. Er half sich selber. Auf einem halben Bogen gelben Konzeptpapier — offenbar dem einzigen und letzten Blättchen Papier im Hause — kritzelte er eine Bitte an den Kaiser, den verhängnisvollen Schritt zurückzunehmen, den er getan, um Finnlands Verfassung aufzuheben. Er unterschrieb den Zettel und nach ihm sämtliche Mitglieder seiner Familie und das Hausgesinde. Ähnliche Beispiele könnte man in Mengen anführen.

Am 15. März waren die in den Gemeinden gewählten fünfhundert Männer pünktlich in der Hauptstadt erschienen und umstanden das Denkmal Alexanders II., wo sich eine Menge von 40 000 Menschen drängte. In der ernsten und weihevollen Stimmung erbrauste das Lutherlied „Ein' feste Burg ist unser Gott" tausendstimmig über den winterlichen Platz, und kaum war es verstummt, als kräftige Stimmen die Nationalhymne ertönen ließen.

Als die Deputation sich zur Fahrt nach Petersburg rüstete, harrte ihrer am Bahnhof eine dichte Menschenmenge, die, je näher die Stunde der Abreise heran-

rückte, immer schweigsamer und feierlicher wurde. Der letzte Augenblick war da. Lautlose Stille herrschte, und als der lange Zug sich langsam in Bewegung setzte und ins Dunkel hinausglitt, entblößten sich alle Häupter.

Und Bobrikow und seine Gendarmen und Spione? Wußten sie nichts von diesem gewaltigen vaterländischen Unternehmen? Nein. So undurchdringlich war die Mauer der Solidarität, die das Volk umschloß, daß kein Laut über sie an fremde Ohren gedrungen war. Mindestens eine Million Menschen in Finnland wußten von dem Adressenunternehmen; in der Hauptstadt war es Zehntausenden bekannt, daß die große Deputation seit ein paar Tagen dort versammelt war, und mehrere Tausende wußten genau auf die Minute, wann der Extrazug nach Petersburg abgehen sollte. Aber erst eine Stunde nach Abgang desselben erfuhr der Generalgouverneur, daß sich eine Deputation auf dem Wege nach der Reichshauptstadt befand.

Das genügte, um den fünfhundert Mann die Verwirklichung ihres Planes zu vereiteln. Freilich erfuhr der Kaiser davon, weil die Deputation den Ministerstaatssekretär für Finnland bewogen hatte, beim Kaiser eine Audienz zu beantragen. Aber die Botschaft des Zaren, die ihr darauf zuteil wurde, war deutlich und kurz: er könne die fünfhundert Männer „natürlich" nicht empfangen, ließ er ihnen sagen, doch „zürne er ihnen nicht". Sie sollten in Frieden nach Hause fahren und ihre „Bittschrift" auf dem vorgeschriebenen amtlichen Wege einreichen.

Die sechzehn dicken Lederbände mit der halben Million Unterschriften ruhen heute im finnischen Staatsarchiv.

Ganz ohne Wirkung sollte aber dieser friedliche Versuch des finnischen Volkes, sich Recht zu verschaffen, nicht bleiben. Er lenkte Europas Aufmerksamkeit auf das ferne Land im Norden. Er öffnete den führenden Geistern im Kulturleben der europäischen Völker die Augen darüber, daß im Schoße jenes kleinen Volkes von weniger als drei Millionen Menschen ein Kampf ums Recht entbrannt war, dem sie nicht gleichgültig und stillschweigend zuschauen durften. Waren sie nicht moralisch verpflichtet, wenigstens die Machthaber in Rußland wissen zu lassen, daß ihr Vorgehen gegen Finnland von maßgebenden Persönlichkeiten der geistigen Welt in Europa nicht gebilligt wurde?

Die Massenadresse der Finnen hatte trotz ihrer Erfolglosigkeit die Richtung gewiesen, in der vielleicht wenigstens das Weltgewissen sich öffentlich Gehör verschaffen konnte. Der Entschluß, durch eine Adresse sich auch ihrerseits an den

Zaren zu wenden, war von einer Reihe ideal denkender Gelehrten und Künstler bald gefaßt und durchgeführt. Mehr als tausend in der ganzen gebildeten Welt bekannte Vertreter der Wissenschaft, Literatur, Kunst und Politik hatten die Adresse unterzeichnet, die in zwölf verschiedenen Sprachen verfaßt war. Eine Deputation von acht Männern übernahm es, sie dem Zaren zu überreichen.

Das Unternehmen versetzte die russischen Ministerien in eine peinliche Verwirrung. Die Deputation wurde von einem Ministerium ins andere verwiesen, aber jedes erklärte sich als nicht zuständig in einer so heiklen Angelegenheit. Endlich, nach endlosem Hin- und Herfahren, gab der Innenminister der Deputation mit bedauerndem Achselzucken die verlegene Mitteilung, der Zar könne die Audienz leider nicht bewilligen.

In Finnland war man natürlich über diese schimpfliche Behandlung der hervorragenden Ausländer empört. Aber die Ungnade des Zaren wog nicht schwer angesichts der Anerkennung, die Europa dem finnischen Volke gezollt hatte. Die Deputierten wurden bei ihrer Rückreise durch Finnland voller Dankbarkeit und Begeisterung gefeiert, und als sie sich in der hellen Juninacht in Turku einschifften, jauchzte ihnen eine unübersehbare Menge zu, und dem Dampfer folgten weit in die Schären und ins Meer hinaus eine Unzahl von kleinen Fahrzeugen, voll von Männern und Frauen, die mit Gesang und Tücherschwenken von den fremden Freunden Abschied nahmen.

Inzwischen hatte aber außer dem Senat auch der finnische Landtag zum Februarmanifest und der russischen Wehrpflichtvorlage Stellung genommen. Er erklärte sich bereit, der Forderung erhöhter militärischer Lasten entgegenzukommen, und bewilligte unter anderem eine Verdoppelung der Friedensstärke des finnischen Heeres. Zugleich aber beleuchtete er in einem erschöpfenden Antwortschreiben die ganze Wehrpflichtfrage vom rechtlichen, vom national-kulturellen und vom militärischen Standpunkt. Er wies nach, daß die russische Vorlage nicht nur einen Verfassungsbruch bedeute sondern auch auf Denationalisierung des finnischen Volkes gerichtet sei. Infolgedessen, erklärte er, könne das Manifest in Finnland nicht die Kraft eines Gesetzes erhalten.

Damit hatte der Landtag das Volk und die gesamte Beamtenschaft der Verpflichtung entbunden, ja ihnen sogar verboten, dem Manifest als einer gesetzwidrigen Verordnung Folge zu leisten.

Diese Entwicklung hatte eine ungeheure, ja entscheidende Bedeutung für den Kampf gegen die russischen Angriffe. Der passive Widerstand, der nun einsetzte,

wurde durch diese Erklärung der Volksvertretung legalisiert. Kein Finne durfte sich nun, ohne sich einer Gesetzesübertretung schuldig zu machen oder einer allgemeinen Verfemung auszusetzen, diesem passiven Widerstand entziehen.

Der passive Widerstand

Auf eine so imposante Einigkeit des finnischen Volkes war die russische Bürokratie nicht gefaßt gewesen. Und die auffallende Form, in der es den Kampf vor den Augen ganz Europas eröffnete, war eine höchst peinliche Angelegenheit. Man beschloß deshalb in Petersburg, die Taktik zu ändern. Die Wehrpflichtvorlage wurde zunächst in die verschwiegenen Bezirke von Kommissionen verwiesen, und Bobrikow erhielt die Weisung, erst den Boden für ein erfolgreiches Wiederauftreten der Militärfrage vorzubereiten. Er begann damit, daß er die Presse einer strengen Zensur unterwarf. Andererseits benutzte er jede Gelegenheit, um in möglichst auffälliger Weise vernehmen zu lassen, daß man russischerseits nichts Böses gegen das ihm selber so warm am Herzen liegende finnische Volk im Schilde führe, daß die Maßnahmen des Zaren nur Vernunft und Gerechtigkeit im Auge hätten und daß finnischerseits Entgegenkommen und Nachgiebigkeit der einzige Weg seien, um das Volk vor Unheil zu bewahren, weil der Herrscher sich andernfalls gezwungen sehen würde, Finnland gegenüber ganz andere Saiten aufzuziehen. Noch gefährlicher erschien ein drittes Mittel, zu dem er griff, um durch demagogische Propaganda die selbstsüchtigen Instinkte des niederen Volkes gegen die einheimischen Behörden aufzustacheln: er ließ ganze Scharen von russischen Hausierern das Land durchziehen und die Mär verbreiten, daß die russische Regierung vor allem das Los der Armen in Finnland im Auge habe, die bisher von der besitzenden Klasse ausgesogen und unterdrückt worden seien, und daß jeder Besitzlose, der sich den russischen Gesetzen unterwürfe, bei der von der russischen Regierung geplanten allgemeinen Verteilung von Grund und Boden mit eigenem Acker und Hof versorgt werden sollte. Entschlossene Maßnahmen der finnischen Behörden wie der Bevölkerung selbst säuberten das Land bald von dieser gefährlichen Lügenpropaganda, denn der Hausierhandel war in Finnland durch Gesetz verboten. Aus Rußland ergoß sich eine Flut von verleumderischen Artikeln und Schriften über das finnische Volk, die die Finnen des politischen Betrugs und der Fälschung bezich-





tigten und nicht einmal vor denjenigen russischen Zaren halt machten, die der beschworenen finnischen Verfassung gegenüber eine loyale Haltung beobachtet hatten. Es galt also zu untersuchen, zu beweisen und zu widerlegen. Aus dieser Notwendigkeit erwuchs eine ungeheuer umfangreiche Literatur voller objektiver sachlicher Darlegungen und wissenschaftlicher Gründlichkeit, der die Zensur nichts anhaben konnte.

Mit unzähligen Schwierigkeiten hatte aber die periodische, vor allem die Tagespresse zu kämpfen. Es mußte also ein Mittel gefunden werden, das die Behandlung der brennenden politischen Fragen dem Zugriff der Zensur entzog. Man schuf eine „unterirdische" Presse, die in Stockholm gedruckt und auch auf abenteuerlichen Wegen nach Finnland eingeführt wurde. Das geschah meist mit Segeljachten, von Männern geführt, die sich in dem finnischen Schärenlabyrinth wie im eigenen Hause auskannten.

Freilich mußten sie immer wieder neue Listen ersinnen, andere unbefahrene Wege finden und meist Dunkelheit, Nebel und Sturm benutzen, um von den Zoll- und Gendarmeriedampfern, die scharf hinter ihnen her waren, nicht gefaßt zu werden. Immer wieder mußten neue Landungsplätze und verborgene Orte aufgesucht werden, von wo aus dann mit Hilfe freiwilliger Mitarbeiter die Versendung der nach Tausenden zählenden Nummern erfolgen konnte. Und das Merkwürdige war, das fünf Jahre lang — bis November 1905, wo der Schmuggel gegenstandslos wurde — nicht nur die in Stockholm gedruckten periodischen Zeitschriften sondern auch ungeheure Massen von zensurwidrigen Büchern und anderem Propagandamaterial — oft Hunderte von Zentnern — mit fast verblüffender Regelmäßigkeit ins Land eingeführt wurden, ohne ein einziges Mal Verfolgern in die Hände zu fallen.

Am schwierigsten waren die Wintermonate, wo die Eisverhältnisse Fahrten mit der Segeljacht unmöglich machten. Dann mußten die sonderbarsten Auswege erdacht werden, um die Literatur in getarnter Gestalt ins Land zu schaffen. Sie wurde in Blumenkörben und Obstfässern verborgen, in Baumkuchen hineingebacken, einmal eine Sendung von mehreren tausend Bänden in eine geschickt ausgehöhlte Bretterladung verstaut. Meistens mußten jedoch im Winter die eigens hierfür erbauten Koffer von Touristen herhalten, die zu diesem Zweck zwischen Stockholm und Finnland Reisen unternahmen und unter denen sich besonders junge Damen durch ihre furchtlose Unbekümmertheit hervortaten. Diese „Schmuggler" erfüllten eine bedeutungsvolle vaterländische Aufgabe, ohne die ein großer Teil der Bevöl-

kerung nicht nur über die wichtigsten Ereignisse im eigenen Lande in Unkenntnis geblieben sondern auch einer stumpfen Mutlosigkeit anheimgefallen wäre.

Diese Form des politischen Kampfes war jedoch zunächst eine Ausnahmeerscheinung und beschränkte sich ausschließlich auf die Einfuhr verbotener Literatur. Grundsätzlich trug der Widerstand gegen die Unterdrückungspolitik anfangs einen anderen Charakter: er hielt das Recht als Schild den russischen Angriffen entgegen. In erster Linie war dies die Aufgabe der Regierung und der Volksvertretung Finnlands. In welcher Weise der Senat dieser Verpflichtung nachkam, wird die nachfolgende Darstellung lehren. Vom Rechtsstandpunkt glitt er, nachdem die ersten verfassungstreuen Mitglieder durch gefügige Streber ersetzt worden waren, erst langsam, dann immer schneller, in den Abgrund opportunistischer Nachgiebigkeit, bis er sich offen mit dem Feinde gegen das Volk verband. Der Landtag dagegen bildete vom ersten Augenblick an, ohne zu wanken, den entscheidenden Ansporn und Rückhalt für den Widerstand. Weder Drohungen noch wiederholte Auflösungen vermochten ihn einzuschüchtern. Diese klare und unbeirrbare Stellungnahme war natürlich von ungeheurer und richtunggebender Bedeutung für das ganze Volk. Sie stärkte den Mut und die Widerstandskraft jedes einzelnen.

Zum ersten Mal wurde die Beamtenschaft auf die Probe gestellt, als ein kaiserliches Manifest im Sommer 1900 die Einführung des Russischen als Amtssprache in gewissen Behörden befahl. Zwei andere Verordnungen trafen die ganze Bevölkerung: öffentliche Versammlungen wurden verboten, und russische Hausierer durften in ihrem Handel nicht mehr behindert werden.

In die Lage, gegen russische Willkürverordnungen Ungehorsam leisten zu müssen, konnte jetzt jedermann geraten. Das Unrecht, das die Übermacht auf ihrer Seite hatte, konnte nicht anders bekämpft werden, als indem man es verneinte und ihm den Gehorsam verweigerte. War ein jeder dafür gerüstet und stark genug? Wenn man sich dieser Willkür nicht unterwarf, was dann? Dann mußte man Verfolgungen und Leiden gewärtigen. Die ungeheure Schwere und Tragkraft einer großen Idee trat mit ihrer ganzen Wucht vor die Willensentscheidung eines Volkes. Und wie ein helleuchtender Leitstern stand jenes heldische Wort des ungarischen Landtags in seiner Adresse von 1861 vor jedermann:

„Wenn das Volk gezwungen ist zu leiden, so tut es das, um für künftige Geschlechter die verfassungsmäßige Freiheit zu retten, die es von seinen Vätern ererbt hat. Es wird die Leiden ertragen, ohne unterzugehen, wie seine Vorväter sie getragen haben, um die Gerechtsame des Landes zu schützen. Denn was Über-

macht und Gewalt dem Lande rauben, das können Zeit und ein milderes Schicksal zurückgeben, aber die Wiedergewinnung dessen, worauf das Volk selbst aus Furcht vor Leiden verzichtet hat, ist immer schwer und unsicher. Das Volk wird das Leiden tragen in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft und im Glauben an die Gerechtigkeit seiner Sache."

Nur Einigkeit gibt Kraft. Es galt also, die Energien des Volkes zusammenzufassen, ihnen Rückhalt, Stoßkraft und Zielbewußtheit zu geben. Dazu bedurfte es einer straffen Organisation, die nicht nur die Leitung des Widerstandes gegen die einbrechende Gesetzlosigkeit in die Hand nahm sondern auch diejenigen zu unterstützen und zu beraten vermochte, die zuerst in die Bresche springen mußten.

Die Organisation, die unter der Benennung der „Sieben Komitees" mit dieser Aufgabe betraut wurde, war so streng geheim durchgeführt, daß selbst die einzelnen Mitglieder nur die nächsten Mitarbeiter kannten. Man wünschte keine Bravourstücke um eines Einzelerfolges willen, aber ein gegebener Auftrag durfte wegen etwaiger persönlicher Gefahr nicht unausgeführt bleiben. Unerbittlich war man in der Forderung des unverrückbaren Rechtsstandpunktes.

Die überragende geistige wie tatsächliche Führung dieses passiven Widerstandes lag in den Händen Leo Mechelins, eines Politikers von glänzenden staatsmännischen Eigenschaften. Er war 1839 geboren und hatte, als 1899 der eigentliche Verfassungskampf ausbrach, schon eine arbeitsreiche Laufbahn hinter sich. Er war Professor des Staatsrechts an der Universität und mehrere Jahre Mitglied der Regierung gewesen. Sein Ansehen und seine Autorität waren unbestritten. Obgleich durch Familienbande und Muttersprache zur schwedischen Partei gehörend, bildete er dank seiner grundsätzlichen Duldsamkeit und seinem Verständnis für das finnische Volkstum eine Brücke zwischen den beiden Sprachenparteien. Er vertrat mit unerbittlicher Strenge den Standpunkt: keine Revolution, keine Gewaltanwendung, aber auch keine Nachgiebigkeit und keine Unterwerfung unter Drohungen oder Gewalt.

In das Morgenrot dieses tapfer und zuversichtlich anhebenden Rechtskampfes fiel aber plötzlich ein dunkler Schatten: die giftigste Waffe aus Bobrikows Köcher, der Pfeil der Zwietracht, hatte ihr Ziel nicht verfehlt. Ebenso unermüdlich wie geschickt hatte Bobrikow die schon beim Antritt seines Amtes eingefädelte Politik weiterverfolgt: im Volk, vor allem aber unter den politischen Parteiführern, einerseits die Behauptung zu verbreiten, die Maßnahmen der russischen Regierung seien nicht gegen den nationalen Bestand des finnischen Volkes gerichtet, andererseits sie mit der Drohung zu schrecken, daß etwaiger Widerstand mit der Vernichtung

der nationalen Autonomie beantwortet werden würde. Er erkannte bald den schwachen Punkt in der Position des Gegners: den sprachlichen Gegensatz der beiden Volksstämme im Lande und die daraus sich ergebenden Streitigkeiten um die politische Macht. Hier setzte er seinen Hebel an. Und es fanden sich tatsächlich im konservativen Flügel der finnischen Partei, unter den sogenannten „Altfinnen", Männer, die sich zu dem Glauben bekannten, das einzig Vernünftige sei, „vor dem Zwang der Geschichte zu weichen" und durch Nachgiebigkeit das Land wenigstens vor dem Schlimmsten zu bewahren. Sie schlossen sich zu einer neuen Partei zusammen, die sich „Regierungspartei" nannte. Daß die Begründer dieser Partei vaterländisch und selbstlos gesinnt waren, kann nicht bezweifelt werden. Sie waren jedoch blind gegen die unumstößliche Tatsache, daß in einem Rechtskampf der endgültige Sieg, wenn überhaupt, nicht durch Vorsicht, ängstliche Nachgiebigkeit und Diplomatie sondern nur dadurch errungen wird, daß man unerschrocken auf dem Weg des Rechts verharrt.

Durch die Bildung der „Regierungspartei", die, ohne daß es in ihrer Absicht lag, der politischen Demoralisierung und dem Strebertum einen verhängnisvollen Vorschub leistete, wurde die bisher durch ihre Einmütigkeit unzerstörbar erscheinende Front des Widerstandes empfindlich getroffen. Aber der Durchbruch war nicht gelungen. Sämtliche politischen Gruppen, die den Widerstand vertraten, schlossen sich nun unter Führung Leo Mechelins ohne Unterschied der Sprache unter dem Namen der „Konstitutionellen" zu einer großen Partei zusammen.

Wehrstreik

Nachdem der Keil der Zwietracht in das Volk hineingetrieben worden war und Bobrikows Lehre von dem Segen der Nachgiebigkeit gläubige Anhänger und Verteidiger gefunden hatte, hielt man in Petersburg die Zeit für gekommen, mit dem Wehrpflichtgesetz hervorzutreten. Ein Manifest vom 12. Juli 1901 befahl dessen Durchführung in Finnland. Die ersten Maßregeln zeigten in ihrer Roheit, daß man russischerseits seiner Sache sehr sicher war und es nicht mehr für nötig hielt, die Widerspenstigen mit milder Hand anzufassen. Die finnischen Bataillone wurden — teilweise unter absichtlich verletzenden Formen — aufgelöst, Hunderte von Offizieren nebst Familien, oft mitten im Winter, aus ihren Amtswohnungen auf

die Straße gesetzt und finnisches Heereseigentum: Kasernen, Waffen, Inventar im Werte von vielen Millionen ohne jegliche Entschädigung der russischen Heeresverwaltung übergeben. Dem Rechtsbruch hatten sich Überfall und Raub zugesellt.

Die Frage der Nichtunterwerfung — des passiven Widerstandes — die bisher in der Hauptsache nur engere Kreise der Beamtenschaft berührt hatte, trat nun in ihrer ganzen Schwere an große Schichten der gesamten Bevölkerung heran. Der grauenvolle Alp, der bisher die Phantasie der finnischen Jugend belastet hatte, begann sich in lebendige, harte, undenkbare Wirklichkeit zu verwandeln.

Jetzt gab es nur ein Mittel: die Weigerung, sich zu stellen. Die „Sieben Komitees" bewogen das Volk, sich noch einmal mit einer Massenadresse an den Zaren zu wenden. Die Adresse hatte, obgleich sie eine halbe Million Unterschriften trug, keine andere Wirkung, als daß Bobrikow eine hochnotpeinliche Polizeiuntersuchung über ihr Zustandekommen anbefahl.

Die Durchführung des russischen Wehrpflichtgesetzes mußte aber unter allen Umständen unmöglich gemacht werden. Diesen Entschluß faßte eine Gruppe besonders energischer Verfechter des Widerstandswillens, die sich unter dem Namen „Kagal" den „Sieben Komitees" anschloß. „Kagal" war eine Bezeichnung, welche die Russen in Anlehnung an die in Rußland bestehende gleichnamige geheime jüdische Organisation als Spottnamen für die geheimen politischen Organisationen in Finnland anwandten und die diese, wie die „Geusen" in Holland ihren Bettlernamen, als Ehrentitel für sich annahmen. Bald war das Wort in ganz Finnland als die allgemeine Bezeichnung für die Leitung des passiven Widerstandes populär.

Der Kagal verbreitete nun im geheimen Massenauflagen von Schriften, in denen in gemeinverständlicher Form die rechtliche Seite der Frage erläutert und die Notwendigkeit und moralische Berechtigung des Wehrstreiks nachgewiesen wurde. Er beschwor die Pfarrer, die vorgeschriebene Abkündigung des russischen Gesetzes von den Kanzeln zu unterlassen. Er unterstüzte die zahlreichen Gemeinden, die trotz Auferlegung hoher Bußen sich weigerten, ihren Obliegenheiten bei den Gestellungen nachzukommen.

Und die Wehrpflichtigen selber, was taten sie? Sie streikten. Sie, für die es mit der größten Gefahr verbunden war, Widerstand zu leisten, taten es im größten Umfange. In Helsinki waren 870 gestellungspflichtig. Es meldeten sich 57. In manchen Gemeinden in der Landschaft Österbotten erschien überhaupt keiner. Die

Gesamtzahl der Gestellungspflichtigen im ganzen Lande betrug 25 000. Davon blieben 15 000 von den Gestellungen aus.

In der Hauptstadt hatte durch die Kopflosigkeit des russischen Gouverneurs Kajgorodow die Gestellung einen Straßentumult im Gefolge. Harmlose Neugierige, die sich vor dem Gestellungslokal versammelt hatten, ließ er durch eine Hundertschaft Orenburgscher Kosaken überfallen. Mit ihren „Nagajken" (Peitschen aus mehreren, an ihren Enden mit Bleikugeln versehenen Lederriemen) fielen diese über die ahnungslosen Spaziergänger her, mißhandelten Frauen, Kinder und alte Leute und verfolgten die vor diesem sinnlosen Toben Fliehenden bis in ferner gelegene stille Straßen, ja sogar bis in die Hauseingänge hinein.

Diktatur

Der Ringkampf zwischen Tyrannis und Auflehnung nahm immer schärfere Formen an. Bobrikow befahl, die von den Gestellungen Ausgebliebenen vor Gericht zu ziehen. Sie wurden von sämtlichen Instanzen freigesprochen.

Der nächste Schlag des Generalgouverneurs war unmittelbar gegen die Verwaltungsbehörden gerichtet. Sie erhielten die Anweisung, Verzeichnisse über die bei ihnen dienenden Beamten einzureichen, die laut gewissen Bestimmungen des russischen Wehrpflichtgesetzes vom Militärdienst befreit werden konnten. Die Behörden wurden dadurch vor die Alternative gestellt, entweder die Gültigkeit des Wehrpflichtgesetzes anzuerkennen oder sich offiziell zur Unbotmäßigkeit zu bekennen. Sämtliche Behörden wählten das letztere. Das wurde in Petersburg natürlich als offenkundige Revolte betrachtet. Nun konnten Bobrikow und der ihm gefügige Senat daran gehen, mit Hilfe kaiserlicher Verordnungen den Widerstand der finnischen Verwaltung zu brechen.

Die Festigkeit und Tüchtigkeit der finnischen Behördenorganisation ruhte auf einer uralten skandinavischen Tradition und Auffassung: ein Beamter konnte nicht anders als durch richterlichen Spruch abgesetzt werden. Willkür von Vorgesetzten war deshalb ebenso unwirksam wie Bestechungsversuche. Daß dieses ungeschriebene Gesetz nicht übertreten wurde, lag daran, daß die Verfassung die nationale Einheitsfront des Beamtentums schützte: kein Ausländer, vor allem kein Russe durfte (vor Bobrikow) ein öffentliches Amt bekleiden.

Diesen Eckpfeiler umzustürzen war der Zweck von fünf Verordnungen vom 20. September. Sie befahlen folgendes: Von nun an durfte der Generalgouverneur auch Russen zu Beamten in Finnland ernennen; er durfte nach Belieben und ohne gerichtliches Verfahren Beamte absetzen; ohne seine Erlaubnis durfte kein Beamter gerichtlich belangt werden, nicht einmal wegen eines gemeinen Verbrechens, sofern dies unter Mißbrauch der Amtsgewalt (also unter erschwerenden Umständen!) begangen worden war. Ja, alle noch schwebenden Prozesse gegen Beamte wegen Amtsmißbrauchs sollten unverzüglich niedergeschlagen werden! Die gesamte Beamtenorganisation war damit dem Gutdünken des Generalgouverneurs ausgeliefert. Er beeilte sich zuzuschlagen. Schon wenige Tage nach Erscheinen der Verordnungen setzte er über ein Dutzend der mißliebigsten höchsten Beamten ab und erließ an die drei Hofgerichte in Turku, Viipuri und Vaasa den Befehl, sofort sämtliche gegen ihn (Bobrikow) gefügige Beamte anhängig gemachten Prozesse niederzuschlagen. Die Hofgerichte weigerten sich, diesem Befehl Folge zu leisten. Darauf wurden fast alle obersten Richter dieser Hofgerichte abgesetzt. Die übrigen gingen freiwillig ab. Es gab infolgedessen keine höheren Gerichte mehr im Lande. Gleichzeitig entsetzte Bobrikow sämtliche Bürgermeister in den Städten zweier Provinzen ihres Amtes. Auch die Wehrpflichtigen suchte man durch Drohungen zu schrecken: die von den Gestellungen Ausgebliebenen sollten für immer von öffentlichen Ämtern ausgeschlossen sein, Auslandspässe sollten ihnen verweigert werden und ähnliches.

Die von Bobrikow ernannten höheren Beamten (meist Russen) folgten mit Eifer dem Beispiel ihres Meisters. Unter ihnen zeichnete sich ganz besonders der Gouverneur von Viipuri, Mjassojedow, durch seine russischen Methoden aus. Einen wegen Diebstahls verurteilten Russen befreite er mit Militärgewalt aus dem Gefängnis, eine gerichtlich verhängte Pfändung bei einem Russen verhinderte er mit Gewalt, das seinem Verfügungsrecht entzogene Magistratsgebäude ließ er gewaltsam aufbrechen, um sich Amtsräume für die Gestellungskommission zu verschaffen, und so weiter.

Der Senat sank zu einem vollkommen willenlosen und blinden Werkzeug in der Hand Bobrikows herab. Die des Russischen unkundigen Senatoren lernten ihre Namen mit russischen Buchstaben unter russische Schriftstücke kritzeln, deren Inhalt sie nicht lesen konnten. Bobrikow schrieb schon Mitte November 1903: „Ich bin mit dem Senat zufrieden und vermute, daß er nichts Besonderes gegen mich ein-

zuwenden hat.“ Er selbst entwickelte in seiner Russifizierungswut eine Äußerlichkeit und Kleinlichkeit, die sogar in Petersburg als Karikatur empfunden wurde. Es genügte ihm nicht, daß im Schulunterricht auf Kosten anderer nützlicherer Fächer für sämtliche Klassen vierzig obligatorische Wochenstunden in Russisch anbefohlen, nicht, daß die verhaßten finnischen Briefmarken äußerlich den russischen gleichgemacht wurden, er befahl, auch Straßenschilder in russischer Sprache anzubringen, ließ die Uniformen der Polizei und anderer Beamten in genauer Übereinstimmung mit den in Rußland vorgeschriebenen abändern, und sogar die Droschkenkutscher in Helsinki mußten sich nach dem Muster der Petersburger „Iswostschiks“ kleiden.

Nachdem auf diese Weise in die Verwaltung des Landes Unordnung hineingebracht und die Bevölkerung in eine Aufruhrstimmung versetzt worden war, bewog Bobrikow den Kaiser, ihm durch eine Verordnung vom 9. April 1903 die Diktatur zu übertragen. Sie gab ihm das Recht, Hotels und Gaststätten, Buchhandlungen und Büros wie überhaupt jedes kaufmännische und industrielle Unternehmen nach Belieben zu schließen, jede Versammlung (auch private) zu verbieten, Vereine aufzulösen und jeden, der ihm „für die Ruhe im Lande gefährlich“ schien, des Landes zu verweisen.

Bobrikow zögerte nicht, von dieser Allgewalt Gebrauch zu machen. Noch in demselben Monat erhielten acht angesehene Mitglieder der konstitutionellen Partei den Befehl, binnen sieben Tagen das Land zu verlassen. Bald erfolgten ohne vorherige Verständigung Deportationen nach russischen Provinznestern und nach Sibirien. Ein Landwirt in Westfinnland wurde nachts aus dem Schlaf gerissen, in Ketten gelegt und, nachdem er lange Zeit im Gefängnis geschmachtet hatte, nach Sibirien verschickt. Er hatte sich politisch in keiner Weise betätigt und war gleich vielen anderen das Opfer einer böswilligen Denunziation. Spitzeltum, Verhöre, nächtliche Haussuchungen, Verhaftungen und Beamtenabsetzungen wurden zu alltäglichen Erscheinungen. Zahlreiche untere Beamte und Militärs, über dreihundert Verwaltungsbeamte und Richter waren dem Terrorismus bereits zum Opfer gefallen. Fremde Streber, übel berüchtigte, ja notorisch verkommene Individuen traten an ihre Stelle. Eine unglaubliche Verschleppung und Verwirrung im Geschäftsgang, eine immer krasser hervortretende Demoralisierung der Verwaltung waren die Folge. Die Polizei, Bobrikows Schoßkind, wurde zum Sammelort und zur Brutstätte der schlimmsten Elemente und bestand zum Teil aus gerichtlich verurteilten, aber von ihren russischen Gönnern „rehabilitierten“ Verbrechern. Erpressungen, Betrügereien und Unterschleife gehörten hier zur Tagesordnung. Was an Bestech-

lichkeit, Völlerei, Verletzung der Frauenehre vorkam, zeugte von einer Roheit und Verworfenheit, die man in Finnland nie für möglich gehalten hätte.

Noch Schlimmeres stand bevor. Die Pläne der Russifizierung des gesamten Gerichtswesens waren im besten Gange. Die Vereinigung des finnischen Zollwesens mit dem russischen, die Aufhebung der eigenen Finanzhoheit des Landes waren in die Wege geleitet. Bobrikows Sieg schien auf der ganzen Linie gesichert. Eine dumpfe Verzweiflung bemächtigte sich des Volkes. Gab es keine Rettung aus diesem Wirrsal? Sollte man nur darauf bauen, durch Nichtunterwerfung, durch Leiden einmal zu siegen? Da erhob sich plötzlich eine rächende und rettende Hand.

An einem stillen und warmen Sommertag, dem 16. Juni 1904, 11 Uhr vormittags, begab sich Bobrikow zur letzten Sitzung vor den Sommerferien in den Senat. Am Eingang entließ er seinen Adjutanten und stieg allein die Treppe hinauf. Auf dem obersten Absatz trat ihm ein junger Mann entgegen und feuerte vier Schüsse auf ihn ab. Schwer verwundet wankte Bobrikow in den Sitzungssaal des Senats. In demselben Augenblick dröhnten zwei neue Schüsse durch das Treppenhaus. Der junge Mann brach, von eigner Hand ins Herz getroffen, tot zusammen. Er hieß Eugen Schauman und war nach einigen Dienstjahren im Senat Beamter in der Schuloberbehörde geworden. In seiner Tasche fand man einen Brief, der an den Kaiser gerichtet war. Schauman erhob darin eine Anklage gegen Bobrikow, schilderte die rechtlosen Zustände in Finnland und sprach die Überzeugung aus, daß der Kaiser von all dem nichts wisse. Es bleibe deshalb nichts anderes übrig, als zur Notwehr zu greifen und Bobrikow unschädlich zu machen. Sein eigenes Leben opfere Schauman durch eigene Hand bei dieser Gelegenheit, um den Kaiser auf die schweren Übelstände aufmerksam zu machen. Er versicherte, daß keine Verschwörung vorliege, daß er allein seinen Entschluß gefaßt habe und allein zur Tat schreite, und schloß mit den Worten: „Ich verharre in tiefster untertänigster Ehrfurcht, Großmächtigster, Allergnädigster Kaiser und Großfürst, Ew. Kaiserlichen Majestät alleruntertänigster und treuergebenster Untertan."

Zwischen Ton und Anrede in diesem Brief, seinem Inhalt und der Tat, die er erklären will, liegt nur ein scheinbarer Widerspruch. Die „untertänigen" Schlußworte waren natürlich nur übliche offizielle Floskeln, aber hinter ihnen stand ein sehr ernster Hintergrund. Beides, der Brief und die Tat, ist ein Spiegel dessen, was sich in der Seele des finnischen Volkes abspielte: Bereitschaft, für Recht und Freiheit zu sterben, und zugleich ein noch immer nicht erschütterter Glaube an die Rechtlichkeit des Herrschers.

In der folgenden Nacht starb Bobrikow.

Die erste Wirkung der Tat war an beiden Kampffronten ein plötzliches Stocken des Atems. Dann aber machte sich der Eindruck gewaltsam Luft: in einem Seufzer der Befreiung hüben, in einem Schrei der Raserei und Wut drüben. Aber als wenige Wochen nach Bobrikows Tod auch sein Mithelfer am Zerstörungswerk gegen Finnland, der Minister W. v. Plehwe, den Bomben des russischen Terroristen Sasonow zum Opfer fiel, da kam es wie eine Ernüchterung über die russischen Machthaber. Auch der neuernannte Generalgouverneur Finnlands, Fürst J. Obolenski, der anfangs vom Kaiser beauftragt worden war, mit derselben „klugen Festigkeit" wie sein Vorgänger aufzutreten, fand es nun ratsam, die Hörner einzuziehen. Von Petersburg aus ließ man sogar unter der Hand wissen, daß man bereit wäre, die ausgewiesenen Finnen wieder ins Land zurückkommen zu lassen, falls sie darum bäten. Dieses Ansinnen wiesen sie zurück. Da ließ man sie wissen, sie könnten auch ohne Gesuch heimkehren. Es war eine verschleierte Aufforderung. Man schien sich dem Auslande gegenüber der Bobrikowschen Heldentaten zu schämen.

Das politische Leben trat in einen Zustand lauernden Abwartens ein, dessen scheinbare Stille durch Attentate, Tumulte und Rechtsvergewaltigungen unterbrochen wurde, den langsam sich mehrenden Zeichen eines aufsteigenden Sturmes.

Eugen Schaumans Versicherung, daß Entschluß und Tat nur sein eigenes Werk gewesen und keine Verschwörung hinter ihm stehe, entsprach der Wahrheit: nur zwei seiner vertrautesten Freunde wußten von seinem Plan. Eine aktivistische Organisation gab es nicht. Wohl gab es einzelne Aktivisten, aber sie wußten nur wenig voneinander. Und doch, der Gedanke, unter dem Zwange des unerträglichen Druckes zum Terror zu greifen, war schon ein halbes Jahr vor Bobrikows Tod in einer unterirdischen Zeitschrift des Kagals zum Ausdruck gekommen.

„Hat der passive Widerstand", so hieß es dort, „unter den heutigen Verhältnissen noch Sinn? Wären wir in ihm einig gewesen, dann hätten wir sicher den Feind zurückgeschlagen. Jetzt sind wir einer lähmenden Hoffnungslosigkeit preisgegeben, die unhaltbar um sich greift. Das Gesetz gestattet aber die Notwehr. Der einzelne kann also zu ihr greifen, ohne den Boden des Gesetzes zu verlassen. Der Gewalt hat er das Recht, Gewalt entgegenzusetzen. Diesen Gedanken müssen wir

uns vertraut machen. Dann wird einst der Tag kommen, wo ein Volk, erniedrigt bis zu der Verzweiflung Rand, aufsteht, zu schirmen seiner Väter Land."

Diese Auffassung fand vor allem in jüngeren Gemütern einen fruchtbaren Boden. Aber auch unter den älteren Mitgliedern des Kagals gab es Vertreter einer radikalen Politik, die den passiven Widerstand als sinnlos verurteilten und auf ein aktives Vorgehen drangen. Daß sie anfangs keinen Erfolg hatten, lag an der übermächtigen Autorität Mechelins. Er hielt es für eine unkluge Politik, den festen Boden von Gesetz und Verfassung aufzugeben. Diese Absicht war auch ganz allgemein im Volk verbreitet, das Attentate als eine russische Methode verurteilte. Dem widersprach nicht die Tatsache, daß Eugen Schaumans Tat vom ganzen Volk gebilligt und bewundert wurde. Er hatte Leben für Leben gegeben, sich selbst dem Vaterlande zum Opfer gebracht und es von dem befreit, der als der eigentliche Verderber, als Inkarnation des Bösen an sich, dastand.

Aber die aktivistische Propaganda hatte im geheimen einen wachsenden Erfolg. Und gerade Schaumans Tat gab ihr den entscheidenden Auftrieb. Innerhalb der konstitutionellen Partei kam es zu einem Zusammenstoß der Ansichten. Mechelins Anhänger wehrten sich vor allem gegen ein Zusammenarbeiten mit den russischen Revolutionären, das einzelne Aktivisten befürworteten.

Es kam so weit, daß diese radikalen Politiker im November 1904 eine besondere Partei, die „Finnische Partei des aktiven Widerstandes", gründeten und durch ein in Finnland verbreitetes Flugblatt erklärten, daß sie zusammen mit den russischen Revolutionären den Sturz der Selbstherrschaft herbeiführen wollten.

Die Wirkung dieser Kundgebung in Finnland war höchst merkwürdig. Man war bestürzt und empört. Man hielt es nicht für möglich, daß Finnen sich einer Partei anschlossen, die den organisierten Mord in Zusammenarbeit mit landfremden Umstürzlern predigte. Die Loyalität steckte den „Konstitutionellen" noch zu tief in den Gliedern.

Die so dachten, erkannten nicht, daß unter dem Druck der äußeren Ereignisse sich auch eine innere Wandlung der Geister vollzog, und daß eine wesentlich neue politische Lage auch eine neue Einstellung hinsichtlich der Mittel erforderte. Diese Einsicht machte sich, wenn auch langsam, immer mehr geltend. Übrigens war die rein terroristische Tätigkeit der finnischen Aktivisten von ganz geringer Bedeutung und eschränkte sich auf wenige einzelne Attentate, von denen nur eines zum Ziele führte. Es war gegen den Prokurator des Senats, einen der höchsten finnischen

Beamten gerichtet, der, obgleich selber Finne, sich zum eifrigsten Handlanger des Bobrikowschen Systems erniedrigt hatte. Auf das finnische Volk machte das Attentat keinen nachhaltigen Eindruck.

Matti Reinikka

Interessanter war ein anderes Attentat, nicht weil es an sich von Bedeutung gewesen wäre sondern weil der Attentäter ein typisches Beispiel für den eisernen nicht zu brechenden Starrsinn des Finnen bietet.

Der Mann hieß Matti Reinikka und war ein Bauernsohn aus dem hohen Norden Finnlands. In seiner Heimat Österbotten erlebte er die verheerenden Wirkungen der russischen Militärpläne. Tausende seiner Altersgenossen verließen Hof und Familie, um sich der Wehrpflicht im russischen Heere durch Auswanderung und später, als diese erschwert wurde, durch die Flucht zu entziehen. Sein Interesse für politische Fragen war geweckt. Er studierte fleißig Zeitungen, Propagandaschriften, Flugblätter und besuchte die Versammlungen der Konstitutionellen. Die Schmach, unter der sein Volk leiden mußte, entzündete sein Blut. Die sanften Lehren des passiven Widerstandes gingen über seinen Horizont. Auge um Auge, Zahn um Zahn, Gewalt um Gewalt — das verstand er. Da fielen im Sommer 1904 die Schüsse Eugen Schaumans.

Nun ging ihm ein Licht auf. Das war der Weg, den er zu gehen hatte. Noch gab es zahlreiche Elende, die Bobrikows Schicksal verdienten. So erschien auch seinem geraden Bauernverstande der Prokuratur des Senats als der gefährlichste und schändlichste unter den Verrätern. Schon im Herbst 1904 erkor er sich ihn zum Opfer. Er besaß einen Browning. Nun übte er sich, bis er mit einiger Sicherheit das Treff-As auf fünf Schritt Entfernung traf. Dann reiste er nach Helsinki.

Von seinen Plänen verriet er niemandem etwas. Er beobachtete nur Tag für Tag das Haus des Prokurators, um auszukundschaften, wann sein Opfer auszugehen pflegte. Da der hohe Beamte ständig von einer Schutzwache von Geheimpolizisten umgeben war, blieb nichts anderes übrig, als sich Zugang zu der Wohnung selber zu verschaffen. Daß dies nicht leicht war und, falls er eine Waffe bei sich trug, seinen ganzen Plan zunichtemachen konnte, sah er ein. Er zerbrach seinen Kopf mit allerlei Listen und verfiel schließlich auf einen Plan, der in seiner Ab-

sonderlichkeit nur einem Bauernschädel wie dem seinen entspringen konnte. Eines Tages, zu einer Stunde, wo er den Prokurator im Senat wußte, klingelte Reinikka an seiner Tür, die von einem Detektiv geöffnet wurde. Auf dessen Frage, was er wünsche, erwiderte Reinikka, das könne er nur dem Prokurator persönlich unter vier Augen sagen, worauf er sofort verhaftet und ins Polizeibüro abgeführt wurde. Aber auch hier erklärte er kategorisch, nur dem Polizeichef persönlich und unter vier Augen angeben zu wollen, was für ein Anliegen er an den Prokurator habe.

Dann erzählte er, ein junger Mann aus seiner Heimatgegend sei ein paar Tage vorher nach Helsinki gereist, in der bestimmten Absicht, den Prokurator zu ermorden. Als er davon gehört habe, sei er gleich nachgereist, um den Prokurator zu warnen, und hoffe nur, daß er nicht zu spät komme.

„Wissen Sie, wie der junge Mensch aussieht?“ fragte der Polizeikommissar.

„Gewiß, sehr gut.“

„Wie heißt er?“

„Matti Reinikka.“

„Wissen Sie, wo er wohnt und welche Bekannten er hier hat?“

„Nicht die Spur. Darum ging ich zum Prokurator. Hätte ich eine Ahnung davon, wie man ihn finden kann, dann wäre ich geradeswegs zu ihnen gegangen.“

„Wollen Sie uns helfen, ihn zu finden?“

„Ich bin ja hergekommen, um seine Missetat zu verhindern, und ich bin bereit zu tun, was ich kann.“

„Schön. Ich gebe Ihnen einen Detektiv, der die Stadt genau kennt, zur Hilfe, mit dem können Sie sich auf die Suche nach dem Mann machen. Wollen Sie?“

„Sehr gern.“

„Und gelingt es Ihnen nicht, ihn in den nächsten Tagen aufzuspüren, so erhalten Sie einen Platz in der Wache des Prokurators mit gutem Lohn und wenig Arbeit. Einverstanden?“

„Natürlich, und ich werde schon aufpassen.“

Damit war Reinikka angestellt, sich selber ausfindig zu machen, und die beiden folgenden Tage streifte er mit dem Detektiv fleißig in der Stadt umher, besuchte Speisehallen und Wirtschaften, in denen man einen Mann aus dem Bauernstande vermuten konnte, erkundigte sich in allerhand Herbergen und Stellen, wo Zimmer für Angereiste vermietet wurden, und spazierte in den Straßen hin und her, wo der Verkehr am lebhaftesten war. Er war so eifrig in seinem Späherdienst, daß der Detektiv des Lobes voll war.

Am Nachmittag des zweiten Tages, als alle Anstrengungen erfolglos geblieben, schlug der Detektiv vor, im Zirkus einen Versuch zu machen. Reinikka, der noch nie einen Zirkus gesehen hatte, war damit einverstanden und brachte mit seinem Gönner einen angeregten Abend auf Staatskosten zu. Da sie auch während der Vorstellung den Gesuchten nicht entdecken konnten, begaben sie sich, auf Vorschlag des Detektivs, vor Ende der Vorstellung hinaus, um am Ausgang die Leute, die das Gebäude verließen, zu mustern.

Hier hing eine elektrische Bogenlampe, und Reinikka stellte sich unbedachterweise so auf, daß der Schein ihm gerade ins Gesicht fiel. Die Vorstellung war zu Ende, und die Menge strömte aus dem Zirkus, ohne sich um die beiden Beobachter zu kümmern. Bald aber stockte der Strom, und plötzlich wandte sich ein älterer Mann in Begleitung eines jungen Mädchens zu Reinikka, streckte ihm die Hand hin und rief erfreut: „Guten Abend, Matti!"

Reinikka rührte sich nicht und tat, als gelte es nicht ihm.

‚Erkennst du mich nicht?"

„Nein, Sie irren sich gewiß."

„Unmöglich!" und zu den jungen Mädchen gewandt: „Sag selber, das ist doch Matti Reinikka?"

„Natürlich! Guten Abend, Matti!"

Der Angeredete fühlte sich vom Detektiv am Arm gefaßt und sagte lachend: „Na, es ist ja zwecklos, die Komödie weiter zu spielen. Es stimmt. Ich bin Matti Reinikka."

Der Detektiv zog ihn beiseite und befahl einem Polizisten, in der Polizeikammer nach Hilfe zu telephonieren. Der Fang schien ihm so wichtig, daß er nicht wagte, den kräftigen Burschen allein durch die Menge zu führen, die sich um die beiden drängte und geneigt schien, für den Verhafteten Partei zu ergreifen. Er führte ihn schleunigst in den Erfrischungsraum des Zirkus.

„Machen Sie kein so griesgrämiges Gesicht", sagte Reinikka lächelnd, „daß ich Sie hinters Licht geführt habe. Es ist ja schließlich schief gegangen, und jetzt sind Sie an der Reihe. Darf ich Ihnen wenigstens einen Kognak anbieten, damit wir uns den Verdruß hinunterspülen?"

Der Detektiv hatte nichts dagegen einzuwenden, und sie ließen sich zwei Gläser einschenken. Als er aber nach dem seinen griff, mußte er für einen Augenblick Reinikkas Arm freilassen. Das hatte dieser nur erwartet. Er warf sein Glas weg und war mit einem Satz bei der Tür, stieß sie auf und rannte hinaus, ehe der

Detektiv die Situation noch recht erfaßt hatte. Und einmal draußen, lief er, wie er noch nie in seinem Leben gelaufen war, schwenkte um eine oder zwei Straßenecken, so daß die Verfolger ihn aus dem Gesicht verloren, geriet auf das Rangiergebiet des Bahnhofs und erreichte den letzten Vorortzug, als dieser sich eben in Bewegung gesetzt hatte. Mit einem Satz war er im Zuge. Vorsichtshalber beschloß er jedoch, ihn ebenso unbemerkt zu verlassen, und sprang, ehe der nächste Bahnhof erreicht war, auf der entgegengesetzten Seite auf das Nebengeleise hinab. In demselben Augenblick kam ihm auf diesem Geleise ein anderer Zug entgegen. Der scharfe Schein der Lokomotivlaterne blendete ihn, er stürzte — und sein rechter Arm geriet unter den heranrollenden Zug.

Ohne einen Laut von sich zu geben, stand er auf und wandte sich dem Walde zu, indem er den zerschmetterten Arm mit der linken Hand trug. Über einen halben Kilometer wanderte er, dann begannen seine Kräfte ihn zu verlassen. In einer Hütte sah er Licht. Dorthin taumelte er. Als die Tür auf sein Klopfen geöffnet wurde, verlor er die Besinnung.

Noch immer bewußtlos, wurde er zum Bahnhof gebracht, wo man noch nichts von seiner Flucht wußte. Inzwischen hatte aber die Polizei in Helsinki in Erfahrung gebracht, daß ein Mann auf den bereits in Gang befindlichen Zug hinaufgesprungen war, und als der notdürftig verbundene Reinikka mit dem ersten Morgenzug anlangte, erwartete ihn hier nicht nur die Tragbahre des Krankenhauses sondern auch ein Polizeikommando, das ihn ins Krankenhaus begleitete und dieses unter Bewachung stellte. Er wurde erkannt und für verhaftet erklärt.

Der Arm wurde sofort amputiert, ein Stück unterhalb der Schulter, und nun fand Reinikka endlich Ruhe. Sie war aber nur äußerlich. Sobald die erste Schwäche nach der Operation überwunden war, begann er über Auswege zu grübeln, wie er entkommen könnte. Das schien zunächst natürlich vollkommen aussichtslos. Daß sein Abenteuer in Helsinki bekannt geworden war, daß seine Kühnheit, seine Willenskraft und Entschlossenheit Bewunderung und Teilnahme erregt hatten und daß es Aktivisten gab, die entschlossen waren, ihm zur Flucht zu verhelfen, alles das wußte er nicht. Aber diesen Männern gelang es, die Verbindung mit ihm herzustellen. Der Plan war bald entworfen. Der einzige Weg, Reinikka in Sicherheit zu bringen, war zur See. Eine Reihe von Motorbooten sollte auf der Linie Helsinki—Stockholm in den Schären verborgen warten, um einander abzulösen. Man wartete nur auf das Zeichen, daß Reinikka soweit hergestellt war, daß er die Flucht wagen konnte. Aber auch die Polizei verfolgte mit ungeduldiger Aufmerk-

samkeit die Genesung des Verwundeten, um ihn möglichst schnell in sicheren Gewahrsam zu bringen. Mit jedem Tag wuchs die Gefahr. Kaum war Reinikka so weit, daß er einige Schritte außerhalb des Bettes machen konnte, erklärte er sich zur Flucht bereit. Aber wie aus dem streng bewachten Krankenhaus gelangen? Da kam den Verschworenen ein günstiger Zufall zu Hilfe. Es war Spätherbst mit früh einbrechender Dunkelheit. Man war gerade damit beschäftigt, den Wintervorrat des Krankenhauses an Brennholz zu vervollständigen, und den ganzen Tag kamen in bestimmten Zwischenräumen die Holzfuhren angefahren, wobei jedesmal das große Hoftor geöffnet werden mußte. Hierauf war der Plan gebaut, es galt nur genau den Zeitpunkt zu berechnen, wenn eine Reihe Fuhren angefahren kam.

Trotz dem Fieber, das ihn schüttelte, war Reinikka auf dem Posten. Plötzlich erlosch das elektrische Licht im Krankenhaus, die Tür zu seinem Zimmer wurde rasch geöffnet, und jemand rief leise: „Komm, es ist Zeit!“

Sie schlichen sich hinaus durch den dunklen Gang hinab auf den Hof. In demselben Augenblick wurde das große Tor geöffnet, und, während eine Holzfuhre nach der anderen durch den halbfinsteren Torweg hineinrollte, schlichen sich die Fliehenden, durch die Fuhren vor den Augen des Wachtpostens verborgen, ins Freie.

Einige Schritte weiter wartete ein Wagen, der sie zum Hafen brachte, wo ein Motorboot bereit lag. Wenige Minuten darauf waren sie draußen in den Schären, und die Dunkelheit umfing sie. Reinikka war frei. Die Fahrt war schwierig. Es war kalt, regnerisch und stürmisch und an Ruhe nicht zu denken. Trotz heftigem Fieber war Reinikka während der ganzen Fahrt heiterer Laune, scherzte über die Unruhe seiner Begleiter und zeigte eine federnde Widerstandskraft, die die anderen in Erstaunen setzte.

Am dritten Tage war man in Stockholm, wo der Flüchtling von anderen Freunden in Empfang genommen wurde. Hier verließen ihn die Kräfte, so daß er sofort in ärztliche Behandlung kommen mußte. Aber er war in Sicherheit, und dies Bewußtsein verhalf ihm bald wieder auf die Beine. In Stockholm erhielt er einen künstlichen Arm, so daß er nicht sofort als Krüppel auffiel, und sobald er sich einigermaßen wiederhergestellt fühlte, begann er, sich im Pistolenschießen mit der linken Hand zu üben.

Von dem einmal gefaßten Plan ließ er nicht ab. Seine Durchführung war ihm zur Lebensaufgabe geworden. Im Spätwinter gelang es ihm, auf geheimen Wegen wieder in die Heimat zu kommen. Hier erreichte ihn die Nachricht von der Ermor-

dung des Prokurators. Aber es gab noch zahlreiche andere Todfeinde des Vaterlandes. Er wußte Bescheid über ihre „Verdienste“. Als einer der schlimmsten erschien ihm Mjassojedow, der russische Gouverneur von Viipuri (vergleiche Seite 24). Sein Plan war rasch gefaßt. Wiederum auf eigene Faust, ohne sich mit anderen zu beraten, fuhr er hin und machte sich mit den örtlichen Verhältnissen vertraut. Er stellte fest, daß Mjassojedow wenigstens in seinem Amt nicht bewacht wurde. Reinikka ging also in die Gouverneurskanzlei und geradeswegs in das Arbeitszimmer des Gouverneurs hinein. Hier befand sich außer diesem nur noch ein untergeordneter Beamter, der jedoch unmittelbar nach Reinikkas Eintritt das Zimmer verließ. Reinikka trat einige Schritte vor, zog seinen Browning und feuerte einen Schuß auf den Gouverneur ab. Die Kugel streifte aber nur Mjassojedows Schulter, der sich von seinem Stuhl zu Boden warf und unter den Schreibtisch verkroch. Dies war ein altmodisches Möbel mit zwei Seitenkasten und einer verbindenden Rückenwand, so daß Reinikka den Gouverneur nicht sehen konnte. Reinikka lief um den Tisch herum, aber auch hier bot sich ihm nichts anderes dar als die gewaltige Hinterseite des sehr beleibten Gouverneurs. Er gab einen zweiten Schuß auf diesen Körperteil ab, aber die leere Patronenhülse hatte sich in den Lauf eingekeilt, so daß er nicht weiter schießen konnte. Da er keine zweite Hand zur Hilfe hatte, ergriff er den Pistolenlauf mit den Zähnen, um die Hülse herausspringen zu lassen, aber der glatte Lauf entglitt seinen Zähnen.

Die Schüsse hatten inzwischen die Gouverneurskanzlei alarmiert, und die Leute stürzten ins Zimmer herein. Reinikka mußte alle weiteren Versuche aufgeben, aber verloren gab er sich nicht. Er warf sich den Eintretenden entgegen, indem er sie mit seiner Pistole bedrohte, und stürmte auf die Straße hinaus. Hier begann er wiederum einen Wettlauf zum Bahnhof. Aber diesmal war ihm das Glück nicht hold. Man lief ihm mit Geschrei und Tumult nach, und bald wurde er eingeholt und, von zahlreichen Häschern umgeben, gegen die der Einarmige wehrlos war, ins Polizeigefängnis eingesperrt.

Der Gouverneur hatte außer der Beschädigung an seinem weniger salonfähigen Körperteil auch noch den Spott zu tragen, der ihm selbst in Petersburger Kreisen reichlich zuteil wurde. Die Kunst des Arztes heilte bald den erstgenannten Schaden, ein hoher Orden den zweiten. Reinikka aber wurde, da er nur wegen Mordversuchs angeklagt werden konnte, zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. Kurz vor Ausbruch des Weltkrieges ist er in Kopenhagen gestorben.

Revolution in Rußland

Am 9. Februar 1904 war der russisch-japanische Krieg ausgebrochen. Die Erfolge der Japaner begrüßte man in Finnland mit geheimer Freude. Einzelne Aktivisten unterstützten die russischen Revolutionäre auch durch die Tat, sie versuchten, für sie Waffen über Finnland zu schmuggeln, wenn auch ohne Erfolg.

Je unvermeidlicher die Niederlage Rußlands erschien, um so schneller verbreitete sich der Aufruhr in Rußland. Am 22. Januar 1905, dem „blutigen Sonntag", wollte eine ungeheure Masse russischer Arbeiter und Bauern in Petersburg versuchen, den Zaren durch eine gewaltige Demonstration zu Reformen zu bewegen. Sie wurde ohne Erbarmen mit Maschinengewehren zusammengeschossen. Das war das erste brutale Signal der hereinbrechenden Revolution.

In Finnland nahm man gefühlsmäßig Partei für das revolutionierende russische Proletariat. Von dessen Sieg erhoffte man politische Vorteile auch für Finnland. Nur die wenigsten erkannten, daß die russischen Revolutionäre andere, viel radikalere Ziele verfolgten als der Rechtskampf Finnlands. Und noch etwas anderes, viel wichtigeres, war in Finnland sogar vielen führenden Politikern unbekannt: daß es auch in Finnland ein zum Selbstbewußtsein erwachendes Proletariat gab, dem der Rechtskampf der Bürgerlichen gleichgültig war und das, indem es den Zarismus bekämpfte, dies aus anderen Gründen tat als die „Konstitutionellen".

Ein Ereignis im April 1905 beleuchtete wie ein Scheinwerfer blitzartig diese überraschende Tatsache. Als im Landtag von der aufgescheuchten Regierung der Versuch gemacht wurde, ein scheinbar liberales Wahlprogramm durchzubringen, veranstalteten die Arbeiter, die viel radikalere Forderungen hatten, aber im alten Vierständelandtag keine Vertreter besaßen, vor dem Landtagsgebäude eine mit brutalen Drohungen verknüpfte, tumultuarische Demonstration, die unter den bürgerlichen Politikern nicht geringe Unruhe verursachte.

Daß im Sommer 1903 in Finnland eine Sozialdemokratische Partei gegründet worden war, die den Klassenkampf als Parole verkündet hatte, wußte man natürlich. Aber das hatte man in dem alle Sinne beherrschenden politischen Rechtskampf gegen Rußland nicht weiter beachtet. Nun kam es wie ein unangenehmes Aufwachen über das Bürgertum. Es gab also wirklich im eigenen Volk eine Schicht, die ganz anders dachte und andere Ziele verfolgte als die besitzende Klasse? Das war eine unheimliche Entdeckung. Sie wirkte wie ein aus dem Dunkel auftauchendes Gespenst, dessen drohende Gebärde nicht bloß gegen den Zarismus gerichtet war.

Der politische Kampf bekam plötzlich ein ganz neues Gesicht. Es war, als streckten die Geschehnisse in Rußland ihre Wirkungen auch schon unmittelbar nach Finnland aus. Der Verwirrung, die sich des gesamten russischen Lebens bemächtigt hatte, stand die zaristische Regierung rat- und tatlos gegenüber. Ein Kongreß der russischen Eisenbahner, der im Oktober 1905 in Petersburg über eine Revision ihres Pensionsstatutes beraten sollte, setzte seinen Präsidenten ab und beschloß eine Revision — der russischen Staatsverfassung.

In so harmloser Weise haben schon manche Revolutionen begonnen. Am 10. Oktober wurde in Moskau der Eisenbahnerstreik verkündet, der sich in wenigen Tagen über ganz Rußland verbreitete.

Der Nationalstreik

Nun klopfte die Revolution auch an die Tore Finnlands. Sie ergriff ohne Unterschied das ganze Volk: Arbeiter und Bürgerliche, Konstitutionelle und Aktivisten. Nur ein kleiner Klüngel — der aus Nachgiebigkeitspolitikern bestehende Senat und die ihm ergebene Polizei — stand außerhalb. Am 31. Oktober befand sich ganz Finnland in einem Generalstreik, der durch seinen Umfang und seine einheitliche Durchführung auf die Streikenden selbst wie auf die Gegner, gegen die er sich richtete, eine gewaltige Wirkung ausübte. Am überraschendsten war die Plötzlichkeit, mit der er einsetzte. Die politische Atmosphäre war so voller Spannung, daß die Entladung fast von selber erfolgte. Ohne jede andere Vorbereitung als eine Volksversammlung am Montag legte das ganze Volk wie auf ein verabredetes Zeichen am Dienstag, dem 31. Oktober, die Arbeit nieder. Schon am Vormittag geriet das ganze Verkehrswesen ins Stocken: die Fuhrwerke verschwanden plötzlich von den Straßen, vom Bahnhof gingen keine Züge mehr ab. Der Eisenbahntelegraph und die Telephonzentrale hörten auf zu funktionieren. Sämtliche Fabriken, Läden und Kontore schlossen ihre Werkstätten. Gas- und Elektrizitätswerk ließen ihre Maschinen stehen. Die Druckereien stellten ihre Betriebe ein, und keine Zeitung erschien nach dem Morgen dieses Tages. Das einzige, was außer den Apotheken noch funktionierte, war die Wasserleitung, deren Anlagen von den Arbeitern sofort besetzt wurden, und die von der Streikleitung streng überwachte Einfuhr der notwendigsten Lebensmittel, die zwischen 8 und 11 Uhr vormittags

verkauft werden durften. Ein paar anfängliche Versuche von Landleuten, sich durch willkürliche Preissteigerung zu bereichern, wurden sofort durch Beschlagnahme der Ware geahndet. Gleichzeitig erklärte die studierende Jugend an beiden Hochschulen den Studienstreik, und sogar die Schuljugend ließ durch Deputationen die Direktoren wissen, daß sie sich dem Streik anschlossen. Die gesamte Behördenorganisation des Staates und der Gemeinden, angefangen von den höchsten Senatsbeamten bis zum geringsten Gemeindeschreiber und Bediensteten, folgte dem Beispiel des Volkes: keine Post wurde mehr ausgetragen, die Verwaltungs- und Gerichtspflege ruhte, selbst die Polizei verschwand von der Bildfläche. Der ganze ungeheure und verwickelte Apparat des öffentlichen und des Staatslebens war mit einem Schlage zum Stillstand gekommen, als wäre der lebendige Körper des Volkes in einer zum Schlage erhobenen Gebärde erstarrt.

Unter dem Mantel des scheinbaren Schweigens und Ruhens atmete aber ein fieberndes und gärendes Leben. In den Straßen der Hauptstadt drängten sich den Tag über unruhige, neugierige, erwartungsvolle Mengen, in Ermangelung zuverlässiger Nachrichten von Tausenden sich kreuzenden Gerüchten bewegt oder von den zahlreichen Versammlungen und Beschlüssen der politischen Parteien in geschäftige Erregung versetzt. Nach Einbruch der Nacht lag die Stadt in undurchdringliches Dunkel gehüllt, nur von der im Handumdrehen geschaffenen Bürgergarde bewacht. In den Kanzleien der politischen Parteien und Organisationen ging aber die Arbeit Tag und Nacht weiter. Brachte doch in den Wirbeln der sich überstürzenden Ereignisse jeder Augenblick neue Überraschungen und verlangte rasches und entschlossenes Handeln.

Den ersten Mißton in diese Einigkeit brachte die Forderung der organisierten Arbeiter und der Aktivisten nach sofortiger Aufhebung des Vierständelandtags. Diese veraltete Volksvertretung (Adel, Bürger, Geistliche, Bauern) war eine ehrwürdige Institution aus schwedischer Vergangenheit, die sich tatsächlich überlebt hatte; das gaben auch die „Konstitutionellen“ zu. Aber der Forderung der Radikalen, nun sofort eine konstituierende Nationalversammlung einzuberufen, die eine neue Verfassung und ein neues, modernes Parlament schaffen sollte, widersetzten sie sich mit dem Einwand, das dürfe nur auf verfassungsmäßigem Wege geschehen, das heißt, der Landtag sollte selber seinen eigenen Untergang beschließen.

Dieser theoretischen Diskussion machte die Tatsache ein Ende, daß es den Arbeiterführern gelungen war, sich in den Besitz der Gewalt zu setzen. Sie hatten, nachdem die bisherigen Polizeimannschaften sich vor dem Sturmwind der Revolu-

tion verflüchtigt hatten, sämtliche Polizeilokale für ihre eigenen Streitkräfte in Besitz genommen und die Leitung des Generalstreiks an sich gerissen. Sie organisierten auch noch eine besondere bewaffnete Truppe, die sie die „Rote Garde“ benannten und der sie eine politische Aufgabe übertrugen. Sie glaubten damit so vollständig Herren der Lage zu sein, daß sie es allen Ernstes für möglich hielten, nötigenfalls durch einen gewaltsamen Umsturz die bestehende Gesellschaftsordnung umzugestalten und der „Souveränität des Volkswillens“ alleinige Geltung zu verschaffen. Am folgenden Tage hatte die Streikleitung das Volk zu einer großen Versammlung auf dem Bahnhofsplatz gerufen. Zwanzigtausend Menschen drängten sich um die festgesetzte Stunde auf dem Platz. Von vier Tribünen hielten zwei Arbeitervertreter und zwei Aktivisten Ansprachen an das Volk. Ihre Reden waren freilich nicht auf den Ton der Einigkeit gestimmt. Die Verfassung und die Konstitutionellen wurden zum alten Eisen geworfen, die konstituierende Nationalversammlung als das einzige Allheilmittel gepriesen. Die Menge aber befand sich dank der Wucht der Ereignisse in einem Taumel und einer Aufregung, die für staatsrechtliche Probleme nicht empfänglich machte. Plötzlich — kurz vor Schluß der Versammlung — ging eine seltsame Bewegung durchs Volk. Aller Augen richteten sich auf das Giebelfeld des „Athenäums“, des großen Gebäudes der Kunstakademie. Dort oben war ein Fenster geöffnet worden, und hinaus auf den Platz schob sich eine lange Fahnenstange, an der sich ein riesiges Bannertuch mit dem rotgoldenen Löwenwappen Finnlands entfaltete.

Wie mit einem Schlage waren die Zehntausende verstummt, und nach wenigen Augenblicken erbrauste über den Platz die Volkshymne wie in den Februartagen vor sechs Jahren, wo ein einziges großes Gefühl der Heimatliebe das ganze ungeteilte Volk umschlang. Binnen einer Stunde flatterte auch von anderen amtlichen Gebäuden, dem Bahnhof, der Universität, dem Senat das Löwenbanner Finnlands.

Noch einmal an diesem Tage, in später Abendstunde, kam diese über allen vergiftenden Hader sich emporschwingende Einigkeit zum überwältigenden Ausdruck. Vor der unaufhaltsamen Woge des Volkswillens war die Regierung — der Bobrikowsche Senat — wie vor Schrecken erstarrt. Keinen Augenblick dachte sie daran, dem Rad der Ereignisse in die Speichen zu fallen. Ihre Tage, ihre Stunden waren gezählt. Schon die Morgenstunden des 31. Oktobers hatten aus Petersburg die Kunde gebracht, daß ein kaiserliches Manifest vom 30. (17.) Oktober dem russischen Volk eine Verfassung und eine Volksvertretung, Freiheit und Gesetzlichkeit in Aussicht gestellt hatte. Unter dem Eindruck dieser Siegesbotschaft drangen sämtliche

Oppositionsparteien auf sofortige und volle Durchführung ihres Freiheitsprogramms. Dazu gehörte vor allem die unmittelbare Beseitigung des regierenden Senats. Er hatte im Hause des Generalgouverneurs eine Zuflucht gefunden und beriet soeben über die an den Kaiser zu richtenden Vorschläge, als eine vieltausendköpfige Menge sich vor dem Palais unter Tumult und Rufen staute.

Arvid Mörne, einer der aktivistischen Führer, wandte sich mit einer Rede an die Menge und forderte sie auf, eine Deputation zum Generalgouverneur hinaufzusenden, um im Namen des Volkes seinen und des Senats Abgang zu fordern. Fünf Männer wurden ausersehen und hineingeschickt.

Auf Mörnes Rede erwiderte der Generalgouverneur, er sei vom Kaiser eingesetzt und außerdem höchster Chef der Heeresmacht in Finnland und müsse deshalb das Verlangen zurückweisen.

Mörne ließ sich nicht einschüchtern. Das Volk verlangte Obolenskis Rücktritt in seiner Eigenschaft als finnischer Staatsbeamter. Er sei Präsident des Senats und müsse zugleich mit diesem verschwinden.

„Ist dies Aufruhr?“ fragte Obolenski.

„Ja“, erwiderte Mörne, „wenn auch noch kein bewaffneter.“

Zugleich verlangte er, vor die Senatoren geführt zu werden. Die Senatoren seien seine Gäste, erwiderte Fürst Obolenski, und er betrachte es als seine Pflicht, sie vor Unannehmlichkeiten zu bewahren.

Mörne stutzte. Aber das Temperament des Revolutionärs gewann die Oberhand. Instinktmäßig schritt er zur nächsten Tür und öffnete sie.

Ein feierliches Bild bot sich den Eintretenden dar. Um einen mit grünem Tuch bedeckten Tisch vor brennenden Kandelabern saß der gesamte Senat in unruhiger Beratung. Mörne trat vor und entledigte sich auch hier seines Auftrags. Einer der russifizierten finnischen Senatoren erhob sich und hielt eine lange gewundene Rede, deren Sinn Mörne als eine Weigerung auffaßte.

Draußen dröhnte das ohrenbetäubende „Nieder mit dem Senat!“ Nun, beim Einfallen der Dunkelheit, war die Volksmasse auf 30 000 bis 40 000 Menschen angewachsen. Immer lauter und drohender wurden die Rufe nach den Senatoren. Endlich, in ihrer Not, faßten diese ihren Beschluß und überreichten der Deputation der Konstitutionellen eine schriftliche Erklärung, daß sie unverzüglich ihre Abschiedsgesuche an den Kaiser absenden würden. Sie baten die Deputierten, das Volk durch Verlesung dieser Erklärung zu beruhigen. Darauf ließ sich die Deputation nicht ein: das Volk draußen wünsche die Erklärung von den Senatoren selber zu

hören. Die Flügeltüren zum großen Balkon des Generalgouverneurpalais wurden aufgeschlagen, und im flackernden Schein von einigen Kandelabern traten die Vizepräsidenten des Senats nebst den Deputierten in die Nacht hinaus. Eine undurchdringliche Finsternis umhüllte Straßen und Häuser. Man sah einander nicht, man hörte nur rufende Stimmen und Tumult aus der brandenden Menge. Und unzählige Augen richteten sich hinauf auf den schwachbeleuchteten Balkon, von dem die Stimme des Vizepräsidenten sich vernehmen ließ.

„Wer spricht?“ erscholl von unten eine hundertstimmige Frage.

„Die Senatoren“, erwiderte eine Stimme vom Balkon.

Da erhob sich aus der Volksmenge ein Schrei, vieltausendstimmig und Mark und Bein erschütternd vor Zorn und Erbitterung.

„Ruhe! Es gilt eine wichtige Mitteilung!“ rief die mächtige Stimme eines der Deputierten. Sofort trat tiefste Stille ein, und der Vizepräsident verlas die Abschiedserklärung des Senats. Kaum waren seine Worte verklungen, als ein überwältigender Jubel die Volksmenge ergriff. Ein Sturm der Begeisterung hallte durch die Nacht. Jemand stimmte den „Björneborger Marsch“ an, und unter tausendstimmigem Gesang setzte sich die Menge in Bewegung nach dem Runebergdenkmal, wo entblößten Hauptes die Nationalhymne abgesungen wurde. Die ganze Nacht drängte sich und wogte die Menschenmasse in tiefstem Dunkel in den Straßen der Hauptstadt, jubelnd und singend, Gebildete und Arbeiter Hand in Hand im beglückenden Gefühl des gemeinsam errungenen Sieges.

*

In Wirklichkeit war man jedoch noch recht weit vom Siege entfernt. Der Generalgouverneur, Fürst Obolenski, der bisher nur mit dem lammfrommen Senat zu tun gehabt hatte, sah sich nun, wo dieser seine Rolle ausgespielt hatte, plötzlich auf ein von Parteileidenschaften aufgeregtes Meer hinausgetrieben, in dessen gefährlichem Fahrwasser er sich noch wenig auskannte.

Ein kommunistisch angehauchter Phantast Johan Kock hatte mit seinen schwülstigen Reden einen gewaltigen Anhang unter den Arbeitern gefunden. Ihr Vertrauen zu ihm war so gewachsen, daß sie ihm blind gehorchten. Kock wußte, daß in Helsinki selbst einige tausend russische Soldaten lagen, die nur auf den Befehl warteten, losschlagen zu dürfen. Einige revolutionär Gesinnte oder Betrunkene unter ihnen hatten aber die Mär verbreitet, sie würden auf die Arbeiter nicht schießen. In völliger Verkennung der wirklichen Machtverhältnisse begann die Rote Garde, einen wüsten Terror über die übrige Bevölkerung auszuüben.

Unter der russischen Zivilbevölkerung verbreitete sich das Gerücht, die Finnen beabsichtigten, ihnen eine Bartholomäusnacht zu bereiten. Verzweifelt suchten sie in der Festung Sveaborg und in den Kasernen des russischen Militärs Zuflucht. Obolenski selber war so erschrocken, daß er einen russischen Panzerkreuzer, der im Hafen von Reval lag, nach Helsinki beorderte und sich an Bord desselben in Sicherheit begab. Schließlich trieb es der „General" Kock so toll, daß er auf einer Massenversammlung auf dem Bahnhofsplatz eine neue Regierung ausrufen ließ. Erst als man ihn darüber aufklärte, daß ein solcher verbrecherischer Leichtsinn zur Folge haben müßte, daß die russischen Kanonen von Sveaborg ganz Helsinki in einen Trümmerhaufen verwandelten, blies er zum Rückzug, indem er verkündete, man wolle den Beschluß natürlich dem Kaiser zur Bestätigung unterbreiten.

Zum Glück begriff Obolenski, daß die „Konstitutionellen" die einzige Partei waren, die in diesem Wirrwarr die Ordnung wiederherstellen konnten. In einem Schreiben empfahl er dem Kaiser, ein Manifest, dessen Text auf seinen Wunsch Mechelin ausgearbeitet hatte, schleunigst zu unterzeichnen. Kock versuchte, die Übersendung dieses Manifestes an den Kaiser zu verhindern. Einem Lotsendampfer gelang es, in nächtlichem Dunkel die roten Wachen zu überlisten. Der in Schrecken versetzte Zar unterzeichnete auch dieses Manifest ohne Zögern, wie er das an das russische Volk gerichtete unterzeichnet hatte.

Als der Lotsendampfer mit der kaiserlichen Unterschrift in Helsinki eintraf, verkündete der vor Enttäuschung rasende Kock, alles sei Lug und Trug. Aber vor der nackten Wirklichkeit mußte er die Waffen strecken. Nur eines wollte er sich nicht nehmen lassen: das Proletariat, nicht die „Bourgeoisie", hatte zu bestimmen, wann der Generalstreik aufhören sollte. Um dieser fixen Idee willen verschob er die feierliche Verkündigung auf den folgenden Tag.

Wiederum drängte sich um die festgesetzte Stunde eine dichte Menge auf dem Senatsplatz und wartete ungeduldig auf die Verteilung des gedruckten Manifestes. Da erdröhnten plötzlich Marschtritte. In langen Reihen zogen die Truppen der Roten Garde auf den Platz. Immer neue Reihen erschienen. Mit verschlossenen Mienen, in trotziger Haltung, die Menge keines Blickes würdigend, rote Binder um Arm und Mütze, vor jeder Kompanie eine rote Fahne, so marschierten sie heran in endlos scheinendem Zug. Die zur Seite gedrängte Menge starrte in wortlosem Staunen. Das waren über zweitausend Mann! Von dem Vorhandensein solcher Legionen hatte man ja keine Ahnung gehabt! Den ganzen westlichen Teil des

Senatsplatzes füllten ihre militärisch aufgestellten blutroten Vierecke. Was bedeutete das? War das eine Drohung oder eine Parade? Dieses fahnenumschlossene, düstere, rote Karee und die eintönige dunkle Masse vor ihm, sie starrten stumm, verständnislos, feindselig zueinander hinüber. Und doch waren sie *ein* Volk mit einer und derselben Sehnsucht nach Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden. Wie konnte das Gift der Zwietracht sie so entfremden und entzweien? Und nun standen sie beide und harrten der Entscheidung, um die sie gekämpft hatten, aber mit wie verschiedenen Empfindungen! In kaum bezähmbarem Siegesbewußtsein die einen, in verbissener, harter Enttäuschung die anderen.

Endlich, um 2 Uhr, wurde am Haupteingang des Senats ein Mann mit einem Packen Proklamationen sichtbar. Gierig stürzten sich die Nächststehenden auf ihn, entrissen ihm das Paket und streuten die Blätter mit dem Manifest unter die Menge. Und immer neue Packen wurden herausgereicht und von hastigen Händen in Empfang genommen und weiter verteilt. Schließlich mußten die Tore vor der unwiderstehlich andrängenden Menge geschlossen und die Packen durch das Gi erwerk hinausgereicht werden. Nur drüben die Roten standen scheinbar unberührt und stumm, und keine Hand erhob sich nach dem Manifest. Allmählich verstummte das geschäftige Gemurmel: man hatte das Manifest gelesen und immer wieder gelesen, da stand es: sämtliche Bobrikowschen Verordnungen aufgehoben, keine russische Wehrpflicht mehr, keine Gendarmen und Spione mehr, eine neue Volksvertretung auf Grund allgemeinen und gleichen Wahlrechts, Verantwortlichkeit der Regierung vor dem Volk, Versammlungsfreiheit, Vereinsfreiheit, Pressefreiheit, eine neue Regierung, der Landtag selbst für den 20. Dezember einberufen und darunter die eigenhändige Unterschrift des Kaisers!

War das ein Traum?

„O Land, o Heimat, Vaterland!"

erklang es wieder aus Tausenden von Kehlen vor dem Denkmal Alexanders II. Und als erwachten die Erinnerungen an jenen 13. März, wo an dieser Stelle die Fünfhundert sich zum schweren Gang nach Petersburg rüsteten, stimmte die Menge den Choral „Ein' feste Burg ist unser Gott" an. Dann zerstreute sie sich unter Absingen des Björneborger Marsches in der Stadt.

Aber das Programm der Roten Garde war noch nicht zu Ende. Zahlreiche Redner traten vor die Front der einzelnen Truppenteile und ergingen sich in

heftigen Anklagen gegen die „Feinde des Volkes". Dann ritt der „General" die Front ab, und in dröhnendem Marschtritt, wie sie gekommen, zogen die roten Heerscharen wieder von dannen in dieselbe rätselhafte Unsichtbarkeit, die sie bisher umhüllt hatte.

Die Stadt ließ es sich aber nicht nehmen, trotz allen Mißklängen, die Zwietracht und Parteihader in das Herz des Volkes zu senken versucht hatten, den Tag in würdig feierlicher Weise zu beschließen. Gas und Elektrizität gab es zwar noch nicht, aber in jedem Haus wußte man, daß am Abend illuminiert werden sollte. Und als die Dunkelheit eingebrochen war, da leuchteten in allen Häuserfronten, in jedem Stockwerk, in jedem Fenster Reihen von Kerzen auf, und die ganze Stadt erstrahlte in Tausenden sich windenden und schlängelnden Lichtgirlanden, die bei der sonstigen Finsternis in den Straßen unbeschreiblich zauberhaft wirkten. In diesem geheimnisvoll-spukhaften Schein wogte und rauschte die Volksmenge wie ein langsam atmendes Meer nach dem Sturm. Vor ihrem inneren Auge breitete sich die Zukunft Finnlands aus wie ein Traum so schön und so dunkel und ungewiß zugleich.

Traum und Wirklichkeit

Der Nationalstreik hatte sein Ziel erreicht. Freilich das Februarmanifest hatte der Kaiser nicht aufgehoben. Aber er hatte die Autonomie anerkannt, und man fühlte sich deshalb von einem bösen Alpdruck befreit. Voller Vertrauen sah das Volk die Regierung Mechelin im Dienst für Recht und Gerechtigkeit den Neuaufbau des Staates in Angriff nehmen.

Gerechtigkeit wollte diese Regierung vor allem den bisher benachteiligten Schichten des Volkes angedeihen lassen. Daß es solche Schichten gab, war kein Geheimnis. Diese verwundbare Stelle am sozialen Körper des Volkes hatte Bobrikow ermöglicht, einen seiner gefährlichsten Angriffe gegen Finnland zu richten. Aber der Kampf der Finnen gegen russisches Unrecht hatte ihren Blick für das Unrecht im eigenen Lande getrübt.

Es gab nämlich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts unter der bäuerlichen Bevölkerung in Finnland eine ungeheure Menge von Besitzlosen, armen Häuslern, den sogenannten „Torppari", die als eine Art Kleinpächter ihr Leben damit

fristeten, daß sie auf den Höfen von Bauern und Gutsbesitzern Spanndienste, Tagewerke oder auch Geld- und Naturalabgaben leisteten und dafür ein kleines Grundstück für ihren eigenen Lebensbedarf bebauen durften. Ihr Auskommen war kümmerlich und verschlechterte sich von Jahr zu Jahr. Ihre rechtliche Lage war unsicher, weil sie vom Gutdünken des Grundbesitzers abhängig war. Noch zwei Jahre vor dem Weltkrieg gab es über 150 000 solche Torppari. Noch schlimmer war die wirtschaftliche Lage der sehr zahlreichen vagierenden Bevölkerung, der Einlieger, Tagelöhner und so weiter, die meist keinen festen Wohnsitz hatten, sondern vom gelegentlichen Tagesverdienst lebten.

Diese „besitzlose Bevölkerung" bildete einen besonders dankbaren Boden für die marxistische Propaganda. Unter dieser sozialen Schicht warb die Sozialdemokratie die Mannschaften für ihre Rote Garde, aus ihr stellte sie das Proletarierheer für den Klassenkampf zusammen. Diese benachteiligten Volksschichten galt es, nun zu gewinnen und zu vollwertigen Volksgenossen für den Aufbau des Staates zu erziehen, indem man ihnen die Möglichkeiten für ein menschenwürdiges Dasein schuf. Das war natürlich eine Arbeit auf lange Sicht. Die Sozialdemokratische Partei drang aber auf Reformen mit weitgreifendem „Sofort-Programm".

An erster Stelle stand die Forderung nach radikaler Umgestaltung des Vierständelandtags, der, bei allen Vorzügen in bezug auf Bildung und Sachkenntnis, doch eine einseitige Vertretung privilegierter Bevölkerungsschichten war. In dem allgemeinen Feuereifer für soziale Reformen fiel es den besonneneren Politikern schwer, ihre Forderungen für maßvolles Handeln durchzusetzen. Sie konnten es nicht verhindern, daß der Landtag im Sommer 1909 in selbstaufopferndem Idealismus, vielleicht auch aus Nachgiebigkeit vor den Drohungen des Proletariats, eine neue Landtagsordnung als Grundgesetz annahm, die eine radikal „demokratische" Volksvertretung vorschrieb.

Diese weitgehende Reform war ein gewagter Sprung aus einer Vergangenheit, die sich politisch bewährt hatte, aber nun als überlebt galt, in eine unerprobte und ungewisse Zukunft. Es fehlte nicht an warnenden Stimmen. Aber man überhörte sie in dem stürmischen Reformeifer. Die bisher vernachlässigten machtlosen Massen strebten zur Macht. Und es war der unaufhaltsame Strom des geschichtlichen Verlaufs, daß sie ihnen nun in kaum erträumtem Umfange zufiel. Damals konnte man es nicht wissen, welche blutige Ernte aus dieser gefährlichen Saat reifen sollte.

Die Despotie der Reichsduma

Die wenigsten ahnten auch, daß der politische Aufschwung nur von kurzer Dauer sein und bald genug einem Rückschlag weichen würde. Das großzügige Reformprogramm, das die Regierung Leo Mechelins sich vorgelegt hatte, war von ihr kaum in Angriff genommen worden, als schon die Aussichten auf eine Verwirklichung desselben zu schwinden begannen. Das Auftreten der russischen Regierung war in der Tat dazu angetan, in Finnland den Glauben an die Aufrichtigkeit der im Novembermanifest gegebenen Versprechungen zu erschüttern. Nur zu bald sollten sich diese Befürchtungen bestätigen.

Rußland hatte dank dem an das russische Volk gerichteten Manifest des Zaren ebenfalls eine eigene Volksvertretung, die „Reichsduma", erhalten. In Finnland glaubte man, darin eine Sicherung und ein Gegengewicht gegen die Willkür der Bürokratie erblicken zu können. Diese anfänglich scheinbar berechtigte Annahme erwies sich als ein verhängnisvoller Irrtum. Der im Sommer 1906 ernannte neue russische Ministerpräsident Stolypin sorgte durch wiederholte Verwässerung und Verfälschung des Wahlverfahrens dafür, daß die Reichsduma sich aus einem Widersacher in einen Schwert- und Schildträger der russischen Regierung verwandelte. Jetzt prallten alle Einwände, alle Vorstöße der Finnen an dem heuchlerischen Achselzucken der russischen Regierung ab: „Was wollt ihr? Seht hin! Das russische Volk selbst wünscht und segnet unsere Maßnahmen gegen Finnland." Der Kampf wurde schwieriger und gefährlicher nicht nur, weil der Feind sich verdoppelt hatte sondern auch weil er jetzt unter einer Tarnkappe focht. Früher sah man doch wenigstens den Feind: in der Gestalt des Generalgouverneurs, des Gouverneurs, des Ministers, des Zaren. Man wußte, wohin man zielen sollte. Nun war er plötzlich unsichtbar, namenlos, unangreifbar geworden. Jeder Sichtbare wusch seine Hände in Unschuld und gab vor, im Namen eines großen Unbekannten zu handeln, vor dessen Heiligkeit sich alles zu beugen habe.

Die für immer begraben geglaubten „allgemeinen Reichsinteressen" tauchten neuvergoldet aus der politischen Rüstkammer der russischen Regierung auf. Sie sollten die Wehrpflichtfrage zu neuem Leben erwecken. Aber Landtag wie Regierung verweigerten ihre Zustimmung mit derselben Hartnäckigkeit wie ehemals. Daß die Wehrpflichtigen selber sich jetzt noch weniger melden würden als früher, war nicht zu bezweifeln. Man entschloß sich deshalb in Petersburg, die Wehrpflicht

fallen zu lassen. Aber geschenkt sollte sie den Finnen nicht werden. Sie mußten nun eine namhafte Wehrsteuer zahlen.

Jetzt ging Stolypin mit aller Energie vor. Als der finnische Senat seine Russifizierungsmaßregeln mit wohlüberlegten juristischen Einwänden widerlegte, beschloß Stolypin, zu den Bobrikowschen Methoden überzugehen. Er setzte einen widerspenstigen Senator nach dem anderen ab und ernannte statt ihrer gefügige Werkzeuge. Mit dem starrköpfigen Landtage machte er sich die Sache noch leichter: er ließ ihn reden und löste ihn immer wieder auf. Schließlich überreichte er der Reichsduma einen Gesetzentwurf, laut welchem Finnland durch eigene Vertreter in der Reichsduma vertreten werden sollte. Seine Absicht war natürlich, den finnischen Landtag in der Reichsduma aufgehen und verschwinden zu lassen.

Sogar in der Reichsduma erhoben sich warnende Stimmen gegen eine so grobe und plumpe Vergewaltigung der Rechte Finnlands. Aber sie verhallten ungehört in dem Orkan, den der Panslawismus gegen die verhaßte „Provinz" entfesselt hatte. Ohne Diskussion wurde die Stolypinsche Reichsgesetzvorlage in Bausch und Bogen von der Duma angenommen. Als das Ergebnis der Abstimmung bekanntgegeben wurde, erschallte von der Bank der äußersten Rechten der Triumphruf: „Finis Finlandiae!"*).

Das Schauspiel, das Stolypin und die Reichsduma in ihrem wütenden Kampf gegen das autonome Finnland darboten, konnte von der übrigen Welt nicht unbeachtet bleiben. Schon am 25. Januar 1910 veröffentlichten eine lange Reihe der verbreitetsten Blätter Deutschlands und Österreichs eine von einundsiebzig Ver-

---

*) Der Dichter Hjalmar Procopé hat dem Eindruck, den dieser Dumabeschluß in Finnland machte, in nachfolgendem Gedicht Ausdruck gegeben:

„Finis Finlandiae!"

Das Los ist gefallen. Der Vorhang fällt,
Und die Leichen im letzten Akte,
Sie werden geschändet, verhöhnt und entstellt,
Und das Publikum jubelt im Takte.
Da brüllt an der Newa ein Parlament,
In dem von Vernunft keine Spur ist,
Und zeigt aller Welt seinen Witz aus Taschkent
Und glaubt, daß Taschkent die Kultur ist.

Das Los ist gefallen. So schrein sie. O nein!
Zu früh jubilieren die Knechte.
Trotz allen russischen Speichellakein
Hat Finnland noch seine Rechte.
Ernst steht es da. Doch wie dunkel hinfort
Sein Schicksal sich auch mag wenden —
Es denkt nicht daran, als Zufluchtsort
Für Schurken und Schufte zu enden.

Es steht, wo es stand seit Urväter Zeit
Und wird nicht unterliegen.
Seine Wurzeln reichen tief und weit,
Wo nie die Quellen versiegen

tretern der Wissenschaft und Kunst in Deutschland und Österreich unterzeichnete „Erklärung", in der sie gegen die Maßnahmen der russischen Regierung protestierten. Die Erklärung rief ein begreifliches Aufsehen hervor. In Finnland gab sie dem sinkenden Mut neue Flügel. Die russische Reaktion schäumte vor Wut. Sechs nationalistische Vereine in Rußland veröffentlichten einen fauchenden Gegenprotest gegen die „aufrührerisch gesinnten Finnen".

Doch nicht genug damit. Es dauerte nicht lange, da erhielten die Unterzeichner der deutschen Erklärung eine ebenso überraschende wie glänzende wissenschaftliche Bestätigung ihres Standpunktes von seiten der holländischen Staatsrechtswissenschaft in einem Gutachten, das unter dem Titel „Mémoires à consulter sur la question finlandaise" erschien.

In sorgfältig durchdachter wissenschaftlicher Form wurde hier ein Urteil über die rechtliche Seite der finnischen Frage gegeben, und die Betrachtungen schlossen mit folgenden Worten: „Soll die Solidarität des Rechtsbewußtseins in der zivilisierten Welt, die sich in jüngster Zeit wiederholt in Ausbrüchen der Entrüstung kundgegeben hat, vor diesen Angriffen gegen die autonome Existenz eines ganzen Volkes stumm bleiben, eines Volkes, das schon allein durch die edle Art, in der es sich verteidigt, seiner Autonomie sich würdig gezeigt hat? Wenn dieser Angriff von einer fremden Macht ausgegangen wäre, so wäre das einfach eine Freveltat. Nun, wo er aber von derselben Regierung ausgeht, die nicht ein- oder zweimal, nein, wenigstens zwanzigmal feierlich versprochen hat, die Freiheit dieses Volkes zu respektieren, da fragt man sich, ob das Gewissen und die Ehre der christlichen

---

Seine Sage ist alt wie der Eulen Schrein
Auf nachtöder Berge Gefälle.
Es steht, wo es stand, und zwei Worte Latein
Rücken es nicht von der Stelle.

Das Land gehört uns! Wir rufen es laut!
Wie drohend der Sturm auch brause.
Jeder Zollbreit Landes, das wir gebaut,
Ist unser, wo wir nur zu Hause.
Wir haben die Städte an diesem Strand
Gemauert aus eigenem Steine
Und darum rufen wir: dieses Land
Ist unser — und unser alleine!

Greif zu, du Rabe, wonach dir schon lang
Die gierigen Krallen zuckten,
Und such in kläglichem Bauernfang
Ersatz für Tsushima und Mukden.
Noch haben wir Geld, noch haben wir Land,
Genug zum Rauben und Schürfen,
Und Zarenworte und schriftlichen Tand
Viel mehr, als wir bedürfen.

Du krächzender Rabe in lichtscheuer Nacht —
Das Land, wo du Leichen gewittert,
Steht einstmals, wenn die Freiheit erwacht,
Von sonnigem Licht umzittert.
Die Hoffnung, die unser Schirm und Stab,
Die kannst du nimmer morden.
Es kommt ein Tag, da schütteln wir ab
Die meuchelnden Fremdlingshorden!

Welt sich angesichts einer derartigen Ungerechtigkeit, zu der sich ein unerhörter Wortbruch gesellt, durch die berechnende Kälte und die korrekte Gleichgültigkeit der offiziellen Welt wird einschüchtern lassen. Die Unterzeichneten haben die zwingende Notwendigkeit empfunden, diese Frage an das Rechtsgefühl ihrer Zeitgenossen zu richten. Nun haben die Männer des Herzens und des guten Willens das Wort."

Es ist begreiflich, daß Herr Stolypin angesichts dieser einmütigen Opposition der öffentlichen Meinung Europas sich peinlich berührt fühlte. Er beschloß, auch seinerseits etwas zu tun, um seinen Standpunkt vor Europa zu rechtfertigen. Als das geeignetste Forum hierfür erschien natürlich Paris. Aber woher die Sachkenner nehmen, die einerseits die russische Finnlandpolitik zu vertreten bereit waren, andererseits aber auch vor der europäischen Kritik bestehen konnten? Die Wahl, die er traf, offenbarte in drastischer Weise die Hilflosigkeit der russischen Regierung, sobald es sich um einen geistigen Waffengang handelte. Der Mann, den Stolypin in die Arena sandte, war ein Herr Komarow, ehemaliger russischer Konsul in Bordeaux, der dank seiner Kenntnis des Französischen damals im geheimen von der russischen Regierung als Agent in Frankreich verwandt wurde. Zunächst versuchte Herr Komarow, die Pariser von der mondänen und eleganten Seite zu fassen. Er machte bekannt, daß er die Absicht habe, mit einem Vortrag über die finnisch-russische Frage aufzutreten, um der öffentlichen Meinung in Frankreich einen korrekten Begriff von dieser von den Finnen verpfuschten und falsch dargestellten Frage beizubringen. Zu diesem Zweck mietete er ein sehr vornehmes Lokal, „Femina" benannt, in dem nicht weniger als achthundert Personen Platz finden konnten. Als jedoch die Stunde des Vortrags schlug, erwies es sich, daß Herrn Komarows Auditorium aus insgesamt dreißig Personen bestand, die wahrscheinlich mit gebührender Andacht seinen Ausführungen zugunsten der Stolypinschen Finnlandpolitik folgten. Doch Herr Komarow ließ sich nicht entmutigen. Er wandte sich nun an die „Société des Elèves et anciens élèves de l'Ecole libre des sciences politiques" mit der Bitte, vor dieser gelehrten Gesellschaft über das Verhältnis zwischen Finnland und Rußland vortragen zu dürfen. Die Antwort lautete dahin, daß er allerdings nicht selber mit einem Vortrage im Verein auftreten könne, da der Verein in solchem Falle eine gewisse Verantwortung für seine Äußerungen tragen würde, daß aber eines der eigenen Mitglieder des Vereins den Vortrag über dieses aktuelle Thema halten könne, worauf er, Herr Komarow, während der darauffolgenden Diskussion alles vorbringen könne, was er auf dem

Herzen habe. Aber, fügte man hinzu, damit volle Unparteilichkeit walten möge, müßten die Finnen das Recht haben, ebenfalls von ihrem Standpunkt die Frage zu beleuchten und sich bei dieser Gelegenheit vertreten zu lassen.

Jedermann war gespannt, endlich einmal die so oft umstrittene Frage einer sachlichen Debatte unterworfen zu sehen, jedermann, mit Ausnahme des Herrn Komarow. Nach allem zu urteilen, erschien ihm das zutage getretene Streben nach Sachlichkeit bei der bevorstehenden Diskussion offenbar allzu übertrieben, denn als man ihm im Namen des Vereins mitteilte, daß Senator Mechelin sein Gegner in der Diskussion sein würde, zeigte er sich äußerst unangenehm berührt. Und vier Tage vor dem angesetzten Termine erklärte er, daß er plötzlich nach Sankt Petersburg zurückberufen worden sei und infolgedessen bitten müsse, daß der Vortrag vorläufig auf unbestimmte Zeit aufgeschoben würde.

Die Antwort war ablehnend. Der Vortrag würde am festgesetzten Tage stattfinden und eine Diskussion darauf folgen. Wenn Herr Komarow dem Vortrage nicht beiwohnen wolle, so sei das seine Privatsache.

Um in dieser Versammlung gerechterweise auch die Verteidiger der russischen Politik zu Worte kommen zu lassen, wurde Herrn Komarows Vortrag vorgelesen und dann von den anwesenden Staatsrechtslehrern analysiert. Das Ergebnis, zu dem sie kamen, stimmte in allen Punkten mit dem Standpunkt der Finnen überein. Der Stolypinsche Versuch einer europäischen Finnlandpropaganda in russischem Geist verwandelte sich auf diese Weise in das Gegenteil des von ihm beabsichtigten Programms; er hatte Finnland einen unerwarteten Dienst erwiesen.

Aber die Staatswissenschaft drängte nach einer wissenschaftlich erschöpfenden Untersuchung einer Frage, die in so hohem Grade die Aufmerksamkeit Europas beschäftigte. Dies geschah in einer umfangreichen, dokumentarisch begründeten Denkschrift, in der acht der hervorragendsten Staatsrechtslehrer aus Deutschland, England, Frankreich, Belgien und Holland das Problem von allen Seiten beleuchteten. Sie gaben in ihren „Schlußfolgerungen" ohne Einschränkung ausschließlich dem finnischen Standpunkt recht.

Und auch noch von einer anderen Seite erhob sich eine Stimme aus Europa. Eine große Anzahl von Mitgliedern fast sämtlicher Parteien des Deutschen Reichstags wandte sich an die in der Duma versammelten Vertreter des russischen Volkes in einem Aufruf, in welchem sie sie beschworen, ihrer Mission als Volksgesandte eingedenkt zu sein und sich nicht dazu mißbrauchen zu lassen, die Rechte eines anderen Volkes zu zertreten. Eine gleich stattliche Anzahl Parlamentarier des öster-

reichischen Reichsrats und des ungarischen Parlaments folgte diesem Beispiel. Das in gedruckten Exemplaren unter den Dumamitgliedern verteilte Schriftstück wurde von diesen unter Hohngelächter bespieen und mit den Füßen getreten.

Doch was brauchte sich Stolypin, hinter dem eine gefügige, über einhundert Millionen Menschen vertretende Duma stand, um moralische Proteste und juristische Denkschriften zu kümmern! Eine russische Verordnung nach der anderen zwang die gesamte verfassungstreue finnische Beamtenschaft zu Widerspruch und Ungehorsam. Der Prozeß mit diesen Beamten war kurz und summarisch; sie wurden sämtlich zu Absetzung und Gefängnisstrafen bis zu anderthalb Jahren verurteilt, die sie in Sträflingstracht verbüßen mußten. Darunter gab es Sechzig- und Siebzigjährige, ja, einen achtzigjährigen Mann.

Damit war der Stein ins Rollen gebracht. Es begann die furchtbare, stumme Leidensgeschichte des finnischen Beamtentums. Es begann jener heroische Kampf, der alle Opfer forderte: Gesundheit, Vermögen, Existenz, Leben, und nichts dafür in Aussicht stellte als das Bewußtsein der erfüllten Pflicht und des reinen Gewissens. Von diesem Kampf weiß die übrige Welt kaum etwas. In Finnland griff er in immer weiteren Kreisen um sich, die besten Kräfte niedermähend oder aus dem Dienst des öffentlichen Lebens hinausdrängend. Wiederum ergriffen Verzweiflung und Entsetzen vor der Zukunft das Volk. Das politische Interesse begann zu erlöschen. Das Gespenst der seelischen Lähmung, der Gleichgültigkeit und des Stumpfsinns kroch schleimig aus der Ferne heran.

Da plötzlich horchte man auf. Der Vorhang, der sich, wie man glaubte, für immer über eine Tragödie gesenkt hatte, begann sich zu bewegen. Sollte er wirklich noch einmal in die Höhe gehen? Das Spiel, das man vernahm, war noch fern. Aber man fühlte, in seinen Reigen konnte auch Finnland mit hineingezogen werden.

Der Weltkrieg hatte begonnen.

Kampfstimmung der Jugend

Unerwarteter als anderswo traf der Kriegsausbruch die Öffentlichkeit in Finnland. Alle Welt genoß ahnungslos die Ferien in friedlichen Badeorten und idyllischen Sommervillen. Der Wirrwarr, den der plötzlich einbrechende Kriegszustand mit seinen Einschränkungen, Verkehrssperren, Verboten, Befehlen und Aufregungen hervorrief, war unbeschreiblich.

Man hätte erwarten können, daß die russische Regierung in kluger Voraussicht der kommenden Ereignisse sich in Finnland für eine Politik der Zugeständnisse und Milderungen entscheiden würde, um durch Befriedung des Landes sich auf dieser Flanke einige Sicherung zu verschaffen. Das Gegenteil geschah. Unter der Panzerdecke des Kriegszustandes breitete sich die Seuche der russischen Satrapen- und Beamtenkorruption, der Militärwillkür, der Polizei- und Gendarmenspionage, kurz, der ganzen russisch-asiatischen Mißwirtschaft und Niedertracht aus, die das Dasein für die eigentliche Bevölkerung zu einer Hölle gestaltete.

Die größte Verwirrung brach unter den finnischen Politikern aus. Die Sympathien für Deutschland waren ganz allgemein verbreitet. Nicht nur in Handel und Verkehr, in noch viel höherem Grade in Wissenschaft, Kunst und Dichtung und in dem instinktiven germanisch-völkischen Kulturbewußtsein fühlte man sich aufs innigste mit dem deutschen Volk verbunden. Aber es gab auch Politiker, die viel nähere Beziehungen zu England und Frankreich unterhielten und in kultureller und politischer Beziehung mit diesen Ländern sympathisierten.

Was sollte man tun? Man war staatsrechtlich noch mit Rußland vereinigt, also mit Deutschland im Kriegszustand. Aber mit Rußland konnte man doch nicht gegen Deutschland gehen! Unter den für England und Frankreich schwärmenden Politikern tauchte die Frage auf, ob man nicht die Westmächte dazu bewegen könnte, daß sie ihren Einfluß auf die russische Regierung in der Richtung geltend machten, daß diese ihr Verhalten Finnland gegenüber änderte. Es gab tatsächlich einzelne Politiker, die so naiv waren, zu diesem Zwecke Reisen nach England und Frankreich zu unternehmen. Mit welchem Erfolg kann man sich denken.

Aber in dem Herzen der finnischen Jugend gor ein anderer Wein. Sie zügelte ihren Zorn und ihre Empörung über die Schmach des Vaterlandes und die Nichtswürdigkeit des Widersachers, aber in ihrer Seele wuchs die Sehnsucht nach Befreiung zu einer Flamme, für die es nur ein Ziel gab: Kampf auf Leben und Tod. Ihr Gefühl wurzelte nicht im juristisch-ethischen sondern im nationalen Bewußtsein. Deshalb wandte sich ihr Trachten und Sinnen von dem passiven Widerstand ab und richtete sich mit aller Kraft auf Handeln und Tat. Viktor Rydbergs von ihnen so oft in Jean Sibelius' klassischer Vertonung gehörter „Gesang der Athener" bekam einen neuen, lockenden, ehernen Klang:

„Schön ist der Tod, wenn du mutig in erster Reihe dahinsinkst,
Fällst in dem Kampf für dein Land, stirbst für dein Haus und dein Heim,
Drum voll Begeisterung auf, das Vaterland zu verteid'gen,

4*

Opfere Leben und Leib freudig dem künft'gen Geschlecht!
Vorwärts, Jünglinge vor! In dichten und stürmenden Reihen,
Nimmer von Schreck ein Gefühl, nie ein Gedanke an Flucht.
Schmach und Schande treffen ein Heer, wenn im Haufen der Führer
Allen Jungen voran Greise empfangen den Tod.
Solches ziemt ja vorab dem Jüngling, während er froh noch
Trägt in dem lockigen Haar lenziger Blumen Gewind.
Hold mag den Frauen, stattlich den Männern er scheinen im Leben,
Schön ist er selbst noch im Tod, mitten im Blute der Schlacht."

Den studentischen Landsmannschaften war der Gedanke einer zukünftigen Unabhängigkeit Finnlands keineswegs mehr fremd. Schon ein Jahr früher war er bei einer feierlichen Gelegenheit spontan hervorgebrochen und hatte einen Ausdruck gefunden, zu dem damals mancher ältere Kommilitone zweifelnd den Kopf geschüttelt haben mochte. Im Herbst 1913 feierte die Österbottnische Studentenlandsmannschaft ein Erinnerungsfest an den großen Schöpfer der finnischen Geschichtsschreibung Henrik Gabriel Porthan (1739—1804), wobei der junge Akademiker Kaarlo Koskimies eine Rede hielt, in der er unter anderem äußerte: „In der Tiefe eines Volkes lebt ein unüberwindliches Gefühl, ein unüberwindliches Verlangen, schließlich die Unabhängigkeit zu erringen. Die Verhältnisse mögen noch so düster sein, so erwacht doch einmal dieses Gefühl in der Brust der unterdrückten Völker. Und dieses Gefühl kann nicht erstickt werden. Und es darf nicht erstickt werden. Ein Volk, das dies Gefühl nicht besitzt, ist nicht gesund und nicht lebenskräftig, denn die Natur hat dem Bewußtsein der Völker ein Streben nach Freiheit und Unabhängigkeit eingepflanzt." Stürmischer Beifall folgte der Rede. Darauf bestieg ein anderer Akademiker Kaarlo Kalliala die Rednertribüne, in der Rechten ein altertümliches Heldenschwert, das zur Zeit des sogenannten „Großen Unfriedens" (1700—1721) einem freiwilligen österbottnischen Studenten als Waffe gegen den russischen Erbfeind gedient hatte. Angesichts des Schwertes hielt er eine wuchtige Rede auf die Mannhaftigkeit und den Mut und erinnerte an die furchtlosen Freiheitstaten der Vorväter. Noch waren freilich die Worte Selbständigkeit, Unabhängigkeit, Freiheit nur eine holde Musik, aber sie hatten in den Herzen ein Feuer entzündet, das, wenn es auch noch nicht offen auflodern durfte, sorgsam behütet wurde und nicht mehr erlosch.

Aber dies Feuer durfte nicht bloß als ein Spiel des Gefühls in begeisterten Worten verlodern. Vor dieser Gefahr bewahrte es der ausgebrochene Krieg und

gab der wohlverbreiteten, täglich heimlich genährten Stimmung, die sich allmählich zu ungeheurer Spannung verdichtet hatte, die verheißungsvolle befreiende Losung. Ungeheure Möglichkeiten eröffneten sich plötzlich. Das Unglaubliche rückte in greifbare Nähe. Träume, die man nur in einem schmerzhaften Rausch vaterländischer Sehnsucht zu träumen gewagt hatte, begannen die Gestalt von Wirklichkeit anzunehmen. Eine Sehnsucht, ein überwältigender Drang nach Tat bemächtigte sich stürmisch der Seelen der Jugend.

Man begann, in geheimen Flugschriften eine möglichst sachliche Darstellung der Weltlage zu geben und die verhängnisvolle Politik zu bekämpfen, die noch immer einen passiven Widerstand und Verbindung mit England und Frankreich empfahl. Für uns, hieß es, ist allein entscheidend, welche Folgen Rußlands Sieg oder Niederlage haben kann. Und weiter: „Es ist an der Zeit, daß wir die Passivität des Zuschauers abschütteln und bedenken, daß auch uns eine Aufgabe im Weltdrama zuerteilt ist: stets auf der Wacht für Rechtsordnung und Rechtsauffassung an den äußersten Grenzmarken des Reichs zu stehen. Es ist an der Zeit, daß wir daran denken, den einzigen Stahl blank zu halten, den wir in unserm ungleichen Kampf anwenden können, den Stahl des Willens. Es ist an der Zeit, daß wir klar zwischen Freund und Feind unterscheiden lernen, daß wir aufhören, unsere höchsten vaterländischen Interessen einer ästhetisierenden Sympathie für die Freunde unserer Unterdrücker zu opfern."

Aber in welcher Weise sollte sich der Wille zur Tat gestalten? Gegen Rußland Krieg führen konnte Finnland natürlich nicht. Selbst Verschwörung und Aufruhr waren aussichtslos. Waffen besaß man nicht. Seit vielen Jahren hatte man keine soldatische Erziehung genossen, da es keine Wehrpflicht in Finnland gab.

Aber ein Entschluß mußte gefaßt werden. Konnte man nicht das Waffenhandwerk erlernen? Gab es kein Land, das sich bereit fand, Finnlands Jugend militärisch zu erziehen? Man wandte sich an Schweden. Aber wo man anklopfte, kam abschlägiger Bescheid. Weder durften Finnen zu militärischer Ausbildung nach Schweden kommen, noch konnten schwedische Lehrkräfte nach Finnland gehen. Man machte einen Versuch in Dänemark. Ohne Erfolg. Da fand in einer der geheimen Versammlungen einer der Studenten das erlösende Wort: nach Deutschland! Dort konnte man das Kriegerhandwerk erlernen, dorthin mußten alle, alle, die das Vaterland retten wollten. Das Wort zündete, als hätte man es insgeheim längst erwartet. Eine heftige Begeisterung für Deutschland erfaßte die akademische Jugend. In einer der Landsmannschaften stieg der Jubel eines Abends so hoch,

daß die Studenten spontan die „Wacht am Rhein“ anstimmten und ohne jede Dämpfung und Vorsicht mehrmals das Lied erklingen ließen ohne Rücksicht darauf, daß sie bis auf die Straße hinaus gehört werden konnten, bis auf die Straße, wo jedes deutsche Wort von den russischen Gendarmen mit sofortiger Verhaftung geahndet wurde.

Freilich die Frage, wie dieser kühne Plan praktisch durchgeführt werden sollte, schwebte noch wie ein Rätsel ungelöst in der Luft. Aber da geschah etwas ganz Überraschendes. Zwei finnische Politiker, die vom Weltkrieg im Ausland überrascht worden waren, hatten bald darauf miteinander Fühlung gefunden und sich sofort darüber geeinigt, daß die weltpolitische Lage eine nie wieder zu erlangende Gelegenheit bot, um eine günstige Wendung im Schicksal Finnlands zu ermöglichen. Daß dies nur mit Hilfe Deutschlands denkbar war, erschien den beiden Finnen außer allem Zweifel. Ihr erster Besuch galt deshalb dem Auswärtigen Amt in Berlin. Damit waren die ersten Bande der Waffenfreundschaft geknüpft, die während des Weltkrieges Finnland mit Deutschland verbinden sollten.

Als der eine der beiden Aktivisten sich nach Finnland begab, um den angeknüpften Faden weiter zu spinnen, erreichte ihn in Stockholm die überraschende Nachricht von dem Entschluß, den die Studenten gefaßt hatten. Nun begannen zwischen Stockholm und Helsinki die geheimen Kuriere über Tornio—Haparanda zu sausen, und zwischen Stockholm und Berlin zuckten die Telegramme und reisten die Eilboten der in größter Eile in beiden Städten errichteten finnischen Büros. Am 22. Januar 1915 konnte das Berliner Büro nach Stockholm melden, daß die deutschen Behörden mit dem Plan einverstanden waren und die jungen Finnen bei sich aufnehmen wollten. Nun flog ein mystisches Telegramm aus Stockholm an einen der in Spannung harrenden Akademiker in Helsinki: „Nachrichten von Ihrem Vater, entscheidende Besserung. Arzt hofft vollständige Genesung zwei Wochen.“

Am folgenden Morgen reiste das erste Dutzend künftiger Jäger aus Finnland nach Deutschland.

Die Jäger

Die unerschrockene Kühnheit, mit der die finnischen Jünglinge ihren Plan faßten und an seine Verwirklichung schritten, stand in einem Mißverhältnis zu den Aussichten auf Erfolg, wie es wohl kaum je bei einem politisch-militärischen Unternehmen der Fall gewesen ist. Und doch war der Plan weder ein jugendlich

unbesonnener Streich noch eine Utopie. Er war der einzige Weg aus der Not des Vaterlandes. Finnland mußte als Staat, das finnische Volk mußte als Nationalität zugrunde gehen, wenn keine Hand sich zur Gegenwehr erhob. Daß bei diesem Unternehmen jeder einzelne seine Existenz und sein Leben, ja oft auch das der Seinigen einsetzte, darüber waren sich alle die jungen Männer im klaren. Es waren übrigens keineswegs die ersten und jüngsten Jahrgänge der Akademiker. Unter ihnen befanden sich viele, die bereits ihre Studien abgeschlossen hatten und mehr oder weniger einträgliche Stellungen einnahmen. Manche waren verheiratet, Familienväter und mitten in einem sie voll in Anspruch nehmenden bürgerlichen Beruf. Andere standen unmittelbar vor dem akademischen Schlußexamen, die meisten waren in eifrigen Studien begriffen. Viele von den Jünglingen hatten mit schweren materiellen Sorgen zu kämpfen, die einen waren mit Studienschulden belastet, die anderen für das Auskommen ihrer nächsten Angehörigen verantwortlich. Aber über alle diese Hemmungen hinweg erstrahlte in ihrem Innern ein heller Zukunftsstern: die Freiheit Finnlands. Keiner nahm die Sache leicht. Keiner wollte sich ihrer als eines Auswegs bedienen, um sich lästigen Verpflichtungen zu entziehen. Die materiellen Schwierigkeiten wurden mit Hilfe opferbereiter Freunde überwunden, die bürgerlichen Angelegenheiten wurden pflichtgemäß erledigt. Und Einkommen, Emporkommen, persönlicher Vorteil und glänzende Zukunftsaussichten wurden ohne Bedenken dem einen Ziel geopfert, ohne Berechnung, nur mit dem Klang und der Musik der Hoffnung und der Vaterlandsliebe im Herzen.

Und hierin liegt vielleicht mit das Geheimnis des märchenhaften Gelingens dieses anfangs so aussichtslos scheinenden Unternehmens. Klugheit, Vorsicht, Abwägen und Überlegen sind wertvolle, ja unumgängliche Voraussetzungen für die glückliche Durchführung eines schwierigen und gefahrvollen Unternehmens. Aber sie sind nur die geistigen Werkzeuge des Handelnden. Der Ursprung, die Kraft und die Krönung des Werkes strömen aus einer anderen Quelle. Noch nie ist Großes nur durch Berechnung und bewußten Verstand entstanden. Seine tiefste treibende Kraft lag stets im Bereich des Unbewußten, des Gefühls, des unergründlichen Vulkans der Begeisterung. Dieser unwiderstehliche und unüberwindliche Dämon des menschlichen Willens hat das Werk der finnischen Jäger vom ersten Augenblick an beherrscht, er hat sie zum Siege geführt.

*

Doch noch ist es zu früh, von „Jägern“ zu sprechen. So weit war man noch lange nicht. Zunächst befand sich noch alles im Fluß, und niemand konnte sagen,

welche Formen die Wünsche der Jugend gewinnen würden. In Berlin war aber schon eine Form gefunden worden. Das Telegramm, das den Aufbruch der ersten jungen Finnen zur Folge hatte, war durch einen Beschluß veranlaßt, den am 20. Januar 1915 bei einer Konferenz in Berlin Vertreter des Generalstabes, des Kriegsministeriums und des Auswärtigen Amtes gefaßt hatten: Zweihundert junge Finnen sollten nach Deutschland kommen, um hier militärisch ausgebildet zu werden. Zweck dieser Ausbildung sollte sein, ihnen „die Sympathie Deutschlands mit Finnland zu beweisen, sie mit der Kulturhöhe und dem militärischen Geist Deutschlands bekanntzumachen, endlich aber, sie im Falle eines aktiven Vorgehens in Finnland oder eines finnischen Aufstandes zur Erfüllung militärischer Aufgaben zu befähigen." Als Ausbildungsort wurde das Lockstedter Lager in Holstein bestimmt. Leiter des Kursus sollte ein Stabsoffizier, Lehrer ein Infanterie- und ein Pionierhauptmann sein. Ein zeitweiliger Unterricht in wichtigen Punkten sollte von einem Offizier im Generalstab und einem im Admiralsstab, eventuell auch von anderen Lehrkräften erteilt werden. Das Ziel des Unterrichts sollte sein: „Aneignung militärischen Geistes. Infanterieaufklärung und Sicherung, Erdarbeiten, Zerstörung von Eisenbahnen und Kunstbauten aller Art sowie von Hafeneinrichtungen und Schiffen, Parteigängerkrieg. Exerzierausbildung im geringsten Grade." Der Kursus sollte zunächst sechs Wochen, gegebenenfalls länger dauern. „Die Finnen verpflichten sich", wie es in dem Protokoll heißt, „ihren Lehrern Achtung und Gehorsam entgegenzubringen, obwohl jene keine Strafgewalt außer einfachen Rügen besitzen. Bei Verfehlungen unterstehen die Finnen den ordentlichen Gerichten wie jeder andere ausländische Zivilist. Sie sind also nicht Angehörige der deutschen Armee. Ungehöriges Benehmen einzelner Mitglieder würde Ausschließung aus dem Kursus und gegebenenfalls schärfere Maßnahmen zur Folge haben können." Die Bekleidung sollte nicht eine militärische Uniform, sondern die der Pfadfinder sein.

Auf diesen Ausweg war man verfallen, da man offenbar nicht wußte, in welcher Gestalt man die fremden jungen Leute in Deutschland unterbringen sollte, und sie als Ausländer nicht gleich in deutsche Soldatenuniformen stecken wollte. Zum Leiter der „Pfadfinder" wurde Major Maximilian Bayer ernannt, ein Mann von 42 Jahren, der den größten Teil seiner Lebensarbeit der Entwicklung der Pfadfinder- und Jugendwehrorganisationen in Deutschland gewidmet hatte und sich nun mit ungewöhnlichem Eifer und Interesse der finnischen Sache zuwandte.

Lockstedt, wo die Pfadfinder ihre Ausbildung erhalten sollten, ist ein riesiger Truppenübungs- und Lagerplatz in der Nähe von Itzehoe in Holstein, ein paar

Bahnstunden von Hamburg-Altona entfernt. Das Lager wurde 1870/71 von französischen Kriegsgefangenen angelegt.

Am 25. Februar 1915 stand Major Bayer auf dem Bahnsteig des kleinen Bahnhofs Lockstedt und nahm die ersten 55 Pfadfinder in Empfang. Sein scharfes Auge entdeckte sofort, daß aus dem Material etwas zu machen war, wenn auch der erste Eindruck recht wenig militärisch sein mochte. Die ersten Beobachtungen und Empfindungen der Finnen dürften weniger klarer Art gewesen sein. Kamen sie doch hier in eine neue, ihnen bisher in jeder Beziehung fremde Welt. Schon die Reise nach Berlin war seltsam genug gewesen. Sie hatten weder miteinander noch mit fremden Leuten reden dürfen, um sich nicht zu verrraten. In Altona wären sie beinahe sämtlich als verdächtig verhaftet worden. Und hier in Lockstedt empfing sie zum erstenmal jene Kasernenatmosphäre von Strenge, Strammstehen und stillschweigendem Gehorsam, die sie noch nie in ihrem Leben eingeatmet hatten. Neben die Disziplin trat noch die für manchen recht ungewohnte spartanische Genügsamkeit, ja Kärglichkeit des täglichen Daseins. Es galt jetzt nicht nur hart arbeiten — sieben Stunden Übung und eine Stunde Unterricht täglich — sondern dabei auch auf hartem Lager in gemeinsamen Räumen schlafen, auf jegliche Bequemlichkeit verzichten und sich an eine einfache und eintönige Kost gewöhnen. Aber selbst die Verwöhnten fanden sich ohne Schwierigkeit in dies freiwillig gewählte, zuchtvolle Dasein. Der Geist der Kameradschaft und der nationalen Zusammengehörigkeit in fremdem Lande band alle zusammen, und über Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten half der Humor hinweg, für dessen üppiges Gedeihen die Eigenart und Ungewohntheit der Lage einen fruchtbaren Boden abgab.

Die anfangs vorgesehene Frist von sechs Wochen war bald um. Daß dies ein viel zu kurzer Zeitraum war, hatten die Finnen selbst schon vor ihrer Abreise aus der Heimat eingesehen. Und da sie mit ungewöhnlichem Erfolg die Übungen betrieben hatten, fand auch Major Bayer eine Verlängerung und Erweiterung der Übungskurse unumgänglich. Auf seinen Antrag erließ der Chef des Generalstabes des Feldheeres am 16. April eine Verfügung, laut welcher die Anzahl der Kursusteilnehmer auf 1000 erhöht werden sollte.

Aus den geplanten Wochen waren mehr als ebensoviel Monate geworden, als der deutsche Kaiser am 28. August 1915 den Befehl gab, aus den finnischen Pfadfindern eine immobile Formation unter der Benennung „Ausbildungstruppe Lockstedt“ zu bilden.

Die Wirkung dieses Befehls war, daß die in Finnland inzwischen organisierte Werbearbeit einen neuen Auftrieb erhielt. Anfangs war es keine Kunst, ins Ausland zu gelangen. Die erforderlichen Pässe wurden anstandslos bewilligt. Als Anlaß zur Reise galten in der Regel unaufschiebbare wissenschaftliche Studien in Schweden.

Bald wurde es jedoch schwierig, aus Finnland hinauszukommen. Es waren ja auch nicht bloß Studenten, die hinaus wollten, sondern immer häufiger auch Bauern und andere junge Männer. Das Geheimnis wurde anfangs so streng gewahrt, daß oft sogar die Eltern der jungen Leute nicht wußten, wohin ihre Söhne verschwanden. Es dauerte aber nicht lange, bis das ganze Volk in das Geheimnis eingeweiht war. Nur die russischen Gendarmen tappten noch lange im Dunkeln. Erst um Weihnachten 1915 kamen sie dem Unternehmen auf die Spur. Und nun begann eine förmliche Jagd nicht nur auf die Mitglieder der Werbeorganisationen sondern auch auf die Angehörigen der ins „Feindesland" Gegangenen. Eine Schreckensherrschaft brach über unzählige Familien herein, und der Strom der Verhafteten, der durch die Polizeigefängnisse nach Rußland und Sibirien geleitet wurde, schien kein Ende nehmen zu wollen.

Die jungen Leute wußten sich trotzdem zu helfen. Konnte man nicht mit einem Auslandspaß über die Grenze, so ging man heimlich hinüber und im schlimmsten Falle mit Gewalt. Es waren geheime Etappenlinien errichtet worden, von denen eine aus Vaasa über das Eis des Bottnischen Meerbusens nach dem schwedischen Festlande hinüberführte. Da allein die Strecke über das offene gefrorene Meer achtzig Kilometer betrug, war auf dem halben Wege auf dem Eise ein Zelt errichtet, in dem die Skiläufer rasten konnten. Trotz den ungeheuren Strapazen forderte die Linie nur wenige Opfer. Die anderen Etappen gingen durch die Urwälder und Einöden des nördlichsten Finnlands und Lapplands. Aber sie konnten nie lange ungestört aufrechterhalten werden. Immer wieder geschah es, daß plötzlich an sämtliche Werbestellen die geheime Weisung erging, weitere Rekrutensendungen einzustellen, bis eine neue Linie über die Grenze statt der unerwartet gesperrten errichtet worden sei. Die meisten Angeworbenen benutzten eine Linie, die von dem Küstenstädtchen Kemi in Nordfinnland ausging, wo der Besitzer eines kleinen Gasthofes „Osula", Juho Heiskanen, etwa eintausend „Jägern" über die Grenze ver-

half, bis infolge einer Unvorsichtigkeit die Gendarmerie Verdacht schöpfte und einen ihrer Offiziere als ständigen Bewohner in dem Gasthof einlogierte. Solche plötzlichen Hindernisse brachten den ganzen Etappenapparat in Verwirrung, unterwegs befindliche Truppe mußten aufgehalten, in den Wäldern verborgen oder in die Heimatorte zurückgeschickt werden. Aber bald fand sich ein neuer Weg, und die „Ausfuhr" begann von neuem. In entlegenen Waldbauernhütten fanden sich ortskundige Männer, welche die jungen Freiheitskämpfer, die an vorherbestimmten Plätzen sich zu kleinen Gruppen scharten, über die weglosen Sümpfe, Seen, Flüsse bis zur nächsten Etappenstation geleiteten, wo sie nach Austausch der übereingekommenen geheimen Zeichen oder Losungsworte von einem anderen Vertrauensmann in Empfang genommen und weiter gewiesen wurden. Das war nicht nur ein anstrengendes und schwieriges sondern auch ein gefahrvolles Handwerk. So manche von den tapferen Wegweisern fielen den russischen Spionen und Gendarmen in die Hände und wurden in die Petersburger Gefängnisse und nach Sibirien verschleppt oder kurzerhand hingerichtet. Die Freiwilligen selber mußten nicht selten mit bewaffneter Hand sich den Übergang über die Grenze erkämpfen oder gegen die russischen Häscher wehren. Eine kleine Gruppe von sieben Mann wurde in einer einsamen Waldhütte umzingelt und regelrecht belagert. Es gelang ihr aber unter Verlust eines Toten und eines anderen, der verwundet in die Hände der Russen fiel, sich durchzuschlagen. Auch List half dem einen und dem anderen über die Grenze. Ein heiteres Stückchen leistete sich ein Freiwilliger, der bei dem Grenzstädtchen Tornio hinüberzukommen suchte. Er sah, allein wie er war, keine Möglichkeit, seine Absicht auszuführen. Die Brücke, die nach dem schwedischen Haparanda hinüberführte, lag vor ihm, aber sie war von einem bewaffneten russischen Posten bewacht. Da entdeckte er bei einem Häuschen, an dem er vorbeikam, zwei Hunde an einer Hundehütte angekettet. Kurz entschlossen, band er sie los und wanderte mit ihnen auf die Brücke zu. „Wollen Sie mir einen Augenblick die Hunde halten?" wandte er sich an den Wachtposten. „Ich bin in zehn Minuten zurück". Damit drückte er die Leine dem Soldaten in die Hand und spazierte voll Seelenruhe über die Brücke nach Haparanda. Der Soldat sah ihm verblüfft nach. Wie lange er mit den Hunden dagestanden hat, weiß man nicht.

Auch die Frauen Finnlands wollten bei diesem vaterländischen Werk mit Hand anlegen. Wollene Handschuhe, Socken und Hemden häuften sich zu Vorräten, aus denen Weihnachts- und andere Liebesgaben nach Lockstedt gingen. Verbandmaterial wurde angefertigt, Wolldecken und andere notwendige Gegenstände wurden

gesammelt. Zahlreiche junge Mädchen meldeten sich auch als Boten und Kuriere, die oft dringende und verantwortungsvolle Aufträge erfüllten.

Und noch eine Tätigkeit soll nicht unerwähnt bleiben, durch welche besonders die nördlich gelegenen Organisationen die Sympathie der Finnländer für Deutschland bekundeten: wo sie konnten, unterstützten sie die auf der Flucht aus russischer Kriegsgefangenschaft befindlichen Deutschen und Österreicher und brachten eine große Anzahl dieser Kämpfer über die schwedische Grenze in Sicherheit und in die Freiheit. Einer der eifrigsten Helfer, der Arbeiter Lukkarinen in Oulu, mußte diese Rettungsarbeit am russischen Galgen büßen.

An die Front

Eines Tages im Frühjahr 1916 kehrte Major Bayer mit zwei wichtigen Neuigkeiten aus Berlin zurück. Die eine war: die „Ausbildungstruppe Lockstedt" war zum „Königlich Preußischen Jägerbataillon 27" erhoben worden, die zweite: das Bataillon sollte möglichst bald an die Ostfront abgehen. Wie elektrisiert hob sich die Stimmung unter den Jägern: aus Studien, Übungen und Spiel wurde Praxis und blutig-bitterer Ernst.

Der dem Bataillon zugeteilte Frontabschnitt war ein vier Kilometer breites Sumpfgelände an dem Flüßchen Misse, wenige Bahnstunden östlich von Mitau. Die Stellungen der Russen lagen sechshundert bis tausend Meter entfernt.

Bald meldete sich auch der Feind. Durch ein paar Überläufer war die genaue Stellung der Finnen verraten worden, und am 25. Juni wurden sie von einem Regen von Granaten überschüttet, dem ersten Trommelfeuer, das sie erlebten (aber nicht dem letzten) und das sie mit einer Ruhe und Kaltblütigkeit aufnahmen, die von der deutschen Führung mit hoher Anerkennung hervorgehoben wurde.

Ein ganzes Jahr verging teils in Kämpfen an der Front, teils in Ruhestellung in Libau. Aber noch immer war nichts aus Finnland zu hören. Wohl erfuhren die Jäger im März 1917 von der russischen Revolution und von der Abdankung des Zaren, aber welche Wirkung das für Finnland hatte, darüber drangen nur widersprechende Gerüchte zu ihnen. Dennoch hatten sie das dunkle Gefühl, daß ihre Zeit nun bald anbrechen müßte.

Aber wiederum verfloß Monat auf Monat, ohne daß die Aussicht auf Heimkehr näherzurücken schien. Die Kurse, das Exerzieren, das Manöverspiel, alles war bis zum Überdruß geübt, wiederholt und noch einmal wiederholt worden. Aus der Heimat drangen beunruhigende Nachrichten, aber die Jäger mußten stillhalten und warten. Sie hatten Kälte, Hunger, Einsamkeit, Tod und Krankheit getrotzt, diese letzte Geduldsprobe schien die schwerste von allen.

Selbst die mit Jubel aufgenommene Nachricht, daß Finnland am 6. Dezember 1917 seine Selbständigkeit proklamiert hatte und daß die Selbständigkeit im Januar 1918 von Deutschland, Schweden und Rußland und auch von anderen Staaten anerkannt worden war, vermochte nur die Ungeduld ins Unerträgliche zu steigern. Da kam am 30. Januar ein Funktelegramm, das den Ausbruch des bolschewistischen Aufruhrs verkündete. Sollten die Jäger noch immer untätig in der Fremde bleiben?

Endlich, am 6. Februar, bekamen sie die erlösende Nachricht: nach Finnland! Drei volle Jahre hatten sie diesem Tag entgegengeharrt. Meistens mit Geduld, manchmal aber voll brennender Sehnsucht. Und nun! War es wirklich möglich? Ein Taumel erfaßte die Jäger. Schon am folgenden Tag sahen sie einen Vortrupp von hundert Mann nach Danzig abreisen. Am 10. Februar hielten sie ihre letzte Parade ab, wobei der finnische Oberstleutnant Thesleff das Kommando über das Bataillon übernahm. Am nächsten Tag sahen die Jäger den handgreiflichen Beweis, daß der Augenblick der Heimkehr wirklich nahte: die beiden finnischen Dampfer, die sie nach Finnland bringen sollten, legten im Hafen von Libau an. Am 13. Februar 1918 wurde das Königlich Preußische Jägerbataillon 27 feierlich aufgelöst, und die Jäger traten als Soldaten in das finnische Heer ein. In der Dreifaltigkeitskirche zu Libau legten sie ihren Eid an die gesetzliche Regierung Finnlands ab.

In den dunklen Morgenstunden des 14. Februar sah man einzelne mit Rucksäcken schwer bepackte Männer in Zivil durch die einsamen Gassen Libaus zum Hafen eilen. Das waren die jungen Finnen, die ihr Militärzeug zunächst nur im Koffer mitnehmen durften. „Es war erst vier Uhr morgens“, schreibt einer von ihnen, „draußen war schwarze Nacht, eine Nacht voll einsamer Öde. Der Wind wehte in den kahlen Zweigen des Parks. Ein feierliches, festliches Sausen, so schien es mir. Die heilige Stunde des Aufbruchs war da. Endlich, nach langen Jahren des Wartens, durften wir das Antlitz nach der Heimatküste wenden und uns auf den Weg machen. Der Augenblick war groß und erhebend. Die Bürde drückte nicht meinen Rücken, ich schritt leicht im Dunkel, mir war, als zöge ein unsichtbares

Ziel in der Ferne mich vorwärts. In meinen Ohren klangen noch die mütterlichen Abschiedsworte der alten Frau, bei der ich gewohnt hatte. All die gewaltigen Eindrücke hüllten von Anfang an die Wirklichkeit in eine wunderbare Stimmung ein. Eine Märchenstimmung, die mich nicht verließ und die immer stärker wurde während der zwölf Tage unserer Seefahrt nach der Heimat."

Am 14. Februar 1918, nachmittags, glitten die beiden finnischen Dampfer, Finnlands Löwenbanner am Heck, langsam aus dem Hafen von Libau auf die Ostsee hinaus. Die Tage der finnischen Jäger in Deutschland waren zu Ende.

Autonomie oder Selbständigkeit?

Was war inzwischen in Finnland geschehen? Die Verzweiflung, die nach dem Kriegsausbruch die Bevölkerung ergriffen hatte, war zunächst einer tödlichen Resignation gewichen. Finnlands Schicksal schien besiegelt. Wer von den Jägern gehört hatte, hegte noch eine schwache Hoffnung. Was man von Niederlagen der Russen und Siegen der Deutschen gerüchtweise erfuhr, gab einigen Mut. Man lebte in Finsternis, Unkenntnis und völliger Dumpfheit.

Deshalb kam der Zusammenbruch des Zarentums im März 1917 wie eine alle Sinne aufrüttelnde Überraschung. Niemand hatte zu träumen gewagt, daß er so bald eintreten und so gründlich mit allem Alten aufräumen würde. Die Parteiführer im Landtag und die meisten älteren Politiker fühlten sich im ersten Augenblick fast berauscht vor Glück. Die Wiederherstellung der finnischen Autonomie, wie sie vor Bobrikow bestanden hatte, erschien ihnen als die Erfüllung ihrer kühnsten Wünsche. Nun war ja in Rußland die Partei an der Macht, die man während der Unterdrückungszeit als Bundesgenossen im Kampf gegen den Zarismus betrachtet hatte. Man feierte mit den „Kadetten" (konstitutionellen Demokraten) in Rußland während der ersten Tage Feste der Verbrüderung und gelobte sich ewige Freundschaft. Das war finnischerseits sicher ebenso ehrlich gemeint, wie es sich russischerseits in übertriebenem Pathos ausdrückte.

Der russifizierte Senat in Helsinki war natürlich sofort von der Bildfläche verschwunden. Eine Delegation des Landtags übernahm die politische Führung. Sie schickte durch eine Deputation an die vorläufige Regierung in Petersburg den Entwurf eines Manifestes, das die Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung, die

Ernennung eines neuen Senats und Generalgouverneurs, die Einberufung des Landtags und Amnestie verkünden sollte.

Das waren Forderungen, wie man sie in diesem Augenblick nicht bescheidener fassen konnte. Auf einem Festbankett in Petersburg sollte das Manifest der finnischen Deputation feierlich überreicht werden. Stundenlang wartete man vergebens darauf. Endlich, in später Abendstunde, trat ein russischer Linkspolitiker, der seit langem Finnland befreundet war und jetzt den Vermittler zwischen beiden Parteien spielte, in den Saal. In den hocherhobenen Händen hielt er gleich einem Heiligenbilde das unterzeichnete Manifest. Ein ungeheurer Jubel brach aus. Das Orchester stimmte die finnische Nationalhymne an. Man hielt Reden, man umarmte einander. Als die Deputation nach Helsinki zurückkehrte, wehte hier bereits von allen Dächern das rotgoldene Löwenbanner. Als Kerenski neun Tage später im „Volkshaus", der Hochburg der finnischen Sozialdemokratie in Helsinki, gefeiert wurde, umarmte und küßte er voller Rührung den sozialistischen Führer O. Tokoi zum Zeichen ewiger Freundschaft und Brüderschaft.

Aber dieses russische Werben um die Liebe Finnlands fiel nicht überall auf dankbaren Boden, und die Begeisterung für das neuerstandene liberale Rußland fand verschlossene Tore in denjenigen finnischen Herzen, in denen die Hoffnung auf eine volle Freiheit und Unabhängigkeit noch lebendig war: in den Herzen der finnischen Jugend.

Um nun auch diese zu gewinnen, beauftragten die neuen Herren in Rußland einen Admiral Maximow, der das Schwedische einigermaßen beherrschte, als Werber und Fürsprecher ihrer Wünsche bei den Studenten zu erscheinen. Maximow war ein wohlmeinender, in echt russischer Sentimentalität schwelgender, redegewandter Herr, dessen Pathos auf russische Zuhörer gewiß nicht ohne Wirkung blieb. Auf finnische Gemüter hatte er nicht den von ihm erwarteten Erfolg. Zweimal hielt er lange Reden an die finnische Studentenschaft. Sie galten dem Jägerbataillon 27, das, wie er aus sicherer Quelle erfahren zu haben behauptete, in einer Stärke von dreitausend Mann die schwedisch-finnische Grenze überschreiten wolle, um in Finnland Unruhen und Aufruhr hervorzurufen. Um dies zu verhindern, suchte er nun die daheimgebliebenen Kameraden jener Lockstedter Jünglinge für sich zu gewinnen, indem er zu ihnen sprach, als hätte er leichtentzündliche russische Revolutionäre vor sich. Er sei bereit, rief er, diesen Lockstedter Jünglingen Wagen entgegenzuschicken; sie dürften bewaffnet kommen. Er sei bereit, ihnen allein und waffenlos entgegenzutreten. Und mit einer pathetischen Gebärde nach dem Meer

hin rief er, daß er bereit wäre, selbst die Festung Sveaborg den Studenten Finnlands anzuvertrauen.

Aber alle Beredsamkeit des gefühlvollen Admirals prallte an der kühlen Zurückhaltung der jungen Finnen ab. Und Empörung und Mißtrauen flammten in ihnen auf, als sie erfuhren, daß Maximow die Absicht hatte, um die Verbindungen mit Deutschland endgültig zu zerreißen, ein freiwilliges finnisches Korps auszurüsten und mit eigenen Fahnen an die Ostfront gegen Deutschland zu schicken.

Am 14. April erklärte die Studentendelegation dem neuen russischen Justizminister Kerenski mit unzweideutiger Offenheit, die völlige Unabhängigkeit Finnlands sei das Ziel des finnischen Volkes, und die Studentenschaft Finnlands gedenke, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln für dieses Ziel zu arbeiten. Die Antwort, die Kerenski darauf gab, enthüllte mit aller wünschenswerten Deutlichkeit die Auffassung der vorläufigen russischen Regierung über das Verhältnis Rußlands zu Finnland: als selbständiger Staat würde Finnland eine beständige Gefahr für Petersburg bilden. Deshalb könne eine nationale russische Regierung nie und nimmer ein selbständiges Finnland dulden.

Die Studentenschaft wußte nun Bescheid, und der Weg lag klar und schnurgerade vor ihr. Auch das Ausland, vor allem Deutschland, sollte wissen, welche Stellung die Jugend Finnlands in der Frage einnahm. Am 12. Mai veröffentlichte die Studentendelegation in der finnischen Presse eine ausführliche Proklamation, in der sie erklärte, Finnland und Rußland hätten nichts Gemeinsames, das eine staatliche Zusammengehörigkeit erfordere. Die Jugend, die während der Jahre des Unheils aufgewachsen sei, betrachte es als ihre vaterländische Pflicht, sich für die Befreiung des Vaterlandes zu opfern. Finnland sei nun bereit, über sich selbst zu bestimmen und seinen Platz in der Reihe der unabhängigen Völker einzunehmen.

„Wir, Finnlands Studenten, sind überzeugt, daß die Stunde bald schlagen wird, da unser Land die volle staatliche Unabhängigkeit erlangen wird. Um dieses Ziel zu ereichen, wollen wir unsere ganze Kraft und unser ganzes Können einsetzen. Denn wir fühlen die Verantwortung vor der Zukunft, vor den Geschlechtern, die dereinst dieses Land ihr Vaterland nennen und die von uns Rechenschaft über unser Tun verlangen werden."

Dieses Auftreten der Studentenschaft fand lebhafte Billigung bei der gesamten vaterländisch gesinnten Bevölkerung. Freilich gab es noch Ängstliche und Opportunisten. Aber daß ihnen ihre lächerliche Schwärmerei für eine Verständigung mit Rußland mit der nötigen Gründlichkeit ausgetrieben wurde, dafür sorgten die

russischen Soldaten, von denen noch rund hunderttausend Mann in Finnland, vor allem im Süden, verteilt waren.

Schon gleich nach Ausbruch der Revolution beeilten sie sich, den Finnen mit Waffengewalt vor Augen zu führen, daß nun die russische „Swaboda“ (Freiheit) ihren Triumphzug begonnen hatte. Zu Fuß und in rotbeflaggten Automobilen rasten sie mit geladenen Flinten und Maschinengewehren durch die Straßen, feuerten einzelne Schüsse und Salven in die Luft und benahmen sich wie disziplinlose Trunkene. Doch ließen sie die Zivilbevölkerung in Frieden. Ihre Verfolgung richtete sich gegen ihre ehemaligen Vorgesetzten aller Grade. Hunderte von russischen Land- und Seeoffizieren fielen in diesen Tagen allein in Helsinki der Wut der russischen Soldateska zum Opfer. Sie stöberte sie auf der Straße, in Keller- und Bodenräumen, in allen Schlupfwinkeln auf. So mancher russische Offizier konnte in diesen Tagen nur dadurch sein Leben retten, daß er bei irgendeiner unbekannten finnischen Familie Zuflucht fand und dann, von dieser mit Zivilkleidern versehen, verschwand.

Doch die große, entscheidende Tatsache, an der letzten Endes alle opportunistischen, ängstlichen, kleinlichen oder selbstsüchtigen Neigungen zu einer dauernden Vereinigung mit Rußland unerbittlich scheiterten, war das Jägerbataillon. Es war nicht nur das stärkste Argument für die deutsche Orientierung, es war auch der „rocher de bronce“, auf dem die Unabhängigkeit Finnlands sich aufbaute. In diesem Augenblick offenbarte sich zum erstenmal die Bedeutung dieses kleinen Häufleins, das an Zahl und materieller Schlagkraft in dem Riesenkessel des Krieges so unendlich leicht wog, dessen ideelles Gewicht sich aber für das eigene Land als von unwägbarer und unermeßbarer Größe erwies.

Sozialdemokratie und Soldatenräte

Im Sommer 1917 war es den Sozialdemokraten infolge einer gedankenlosen Gleichgültigkeit der bürgerlichen Parteien gelungen, im Landtag die absolute Mehrheit zu erringen und eine zum größten Teil sozialdemokratische Regierung unter ihrem Führer Tokoi zu bilden.

Natürlich begrüßten auch die Sozialdemokraten mit Jubel die russische Revolution, die ihnen ohne Zweifel ebenso überraschend kam wie den bürgerlichen Parteien. Sie sahen in ihr den ersten Schritt zur großen kommenden sozialen

Revolution. Aber das neue Rußland war kein sozialistisches sondern ein bürgerlich-kadettisches. Mit dem wollten sie nichts zu tun haben. So fanden sie sich in der politischen Idee zunächst ohne weiteres im gemeinsamen Lager mit den Selbständigkeitsaktivisten. Daß dies nur die Folge einer zufälligen Konstellation war, erkannten in Finnland anfangs bloß wenige.

Schon im April 1917 hatte Tokoi in einer Rede gesagt: „Jetzt hat die Arbeiterklasse von neuem ihr Haupt erhoben; jetzt verlangt sie wirkliche Reformen, die die Grundlage der Gesellschaft in der Tiefe aufwühlen." Diese Töne überhörte man in dem berauschenden Gewoge der allgemeinen Phrasen.

Daß es der sozialdemokratischen Partei nicht um die nationale Selbständigkeit sondern um den Klassenkampf zu tun war, verriet sie sehr bald durch ihre Stellungnahme zu den russischen Truppen in Finnland. Indem sie den Machtgelüsten und der Willkür ihrer zuchtlosen Horden nicht von vornherein mit der nötigen Energie und Autorität entgegentrat, verlor sie zugleich die Herrschaft über die gefährlichsten Elemente unter ihrer eigenen Anhängerschaft.

Die Folge war, daß die Arbeiter, ohne Rücksicht auf Führung und Organisation, sich als eine elementare Macht im Staate zu fühlen begannen. So kam es, daß der entscheidende Einfluß innerhalb dieser Kreise in die Hände immer radikalerer Elemente glitt. So kam es, daß die sozialen Instinkte die nationalen verwischten und ertöteten, daß zwischen Russen und Finnen eine Verbrüderung Platz griff, die, je mehr unter die organisierten und klassenbewußten Arbeiter Straßenpöbel und räuberisches Gesindel eindrang, ihren sozialen Charakter einbüßte und zu einer maskierten Banditensolidarität ausartete.

Aber die sozialdemokratische Partei zeigte sich nicht nur furchtsam und schwach diesen rohen Gesellen gegenüber, sie ermunterte sie sogar in ihrem Wüten. Um ein von ihr eingebrachtes radikales Gemeindegesetz im Landtag zur Annahme zu bringen, bat sie das russische Militär in einem besonderen Schreiben, auf den Landtag durch demonstrative Drohungen einen Druck auszuüben. Dieser Bitte kamen die russischen Soldaten in der Weise entgegen, daß sie während der Abstimmung in dichten Haufen und mit wüstem Geschrei sich in den Wandelgängen des Landtagshauses drängten, um den abstimmenden Bürgerlichen den nötigen Respekt einzuflößen. Kein Wunder, daß die russischen Soldaten, die schon im April in Helsinki eine Rote Garde gebildet hatten, sich als die eigentlichen und einzigen Herrscher im Lande zu fühlen begannen und ungehemmt nach Belieben Verhaftungen von unbescholtenen Bürgern vornahmen und bei ihnen Haussuchungen veranstalteten.

Sie gingen noch weiter. In Turku erschienen vierzig bewaffnete russische Marinesoldaten eines Tages im Gerichtsgebäude, befreiten mit Gewalt einige gefesselte Schwerverbrecher und bemächtigten sich der Prozeßakten.

Ebenso verbreiteten sich unter den einheimischen Arbeitern der Übermut und die Willkür der radikalen Gruppen in wachsendem Maße. In der Landwirtschaft erzwangen sie den Achtstundentag und hinderten das Hausgesinde daran, die Kühe zu melken und zu füttern, so daß in zahlreichen Höfen das Vieh qualvoll zugrunde ging. Am 17. August wurde das Haus, in welchem die Stadtverordneten von Helsinki tagten, von einer ungeheuren Menge russischer Soldaten und arbeitslosen Gesindels umzingelt, welche die Stadtverordneten durch Drohungen und Mißhandlungen zwingen wollte, gewisse ihr genehme Beschlüsse zu fassen. Erst nach Mitternacht gelang es der Miliz und bewaffneter Bürgerwehr, die Stadtverordneten zu befreien. Dies Verfahren wiederholte sich nun in zahlreichen anderen Städten und Orten. In der Landgemeinde von Helsinge belagerten Arbeiter und Soldaten die Gemeindevertreter sechzehn Stunden lang, um einen erhöhten Stundenlohn für Notstandsarbeiter zu erzwingen.

Unwillkürlich fragte man sich angesichts dieser Zustände: Gab es denn gar keine Ordnungsmacht mehr? Wo war diese? Was tat sie? Ach ja, es gab eine. Die alte Polizei war freilich verschwunden. Statt ihrer hatten die Stadtverordneten in den verschiedenen Städten eine von der sozialdemokratischen Leitung gebilligte, mit roten Armbinden versehene Arbeitermiliz eingeführt, der die Aufrechterhaltung der Ordnung übertragen wurde. Aber diese Miliz war das Zerrbild einer Ordnungsmacht. In Helsinki machten sich bewaffnete Pöbelhaufen zu Herren des Marktplatzes, bestimmten die Preise für Kartoffeln und Salzfisch und eigneten sich eine Menge Waren an. Die Miliz hielt sich verborgen. In Turku beschlagnahmte eine mehrtausendköpfige Volksmenge ein großes dem Staat gehöriges Butterlager, drang in Privathäuser ein, um nach Lebensmitteln zu suchen, und verübte Plünderungen und Diebstähle. Die Miliz verhielt sich still und schien von nichts zu wissen

Die Rote Garde

Als man angesichts der Machtlosigkeit der Miliz in einigen Gemeinden den Versuch machte, Bürgerwehren zu errichten, veröffentlichte das führende Organ der Sozialdemokratischen Partei, „Työmies“, einen Leitartikel unter dem Titel: „Die

Bürgergarde bereit, die Arbeiter anzufallen. Eine das ganze Land umfassende Organisation im Entstehen." Die Zeitung gebrauchte für die Ordnungswehr nur noch die Bezeichnungen „Bluthunde", „Schlächter". Ein anderes Blatt verlangte die Errichtung rein bolschewistischer Garden und erklärte: „Der „Klassenkampf ist nun in das Stadium getreten, wo für seine Fortsetzung Gewalt und, falls die Umstände es erfordern, bewaffnete Kraft zur Anwendung kommen muß." Tokoi selbst verkündete in einer mit allerhand Drohungen gespickten Rede, die Arbeiter besäßen für den Fall, daß das Kommunalgesetz und der Achtstundentag nicht angenommen würden, „andere Mittel als den Wahlzettel, um ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen". Zehn Tage vorher hatte die Rote Garde in Tampere eine Kommission beauftragt, von den russischen Soldaten Waffen zu beschaffen, und zehn Tage nach Tokois Rede veröffentlichte „Työmies" die Satzungen der neuerrichteten Roten Garde in Helsinki

Die revolutionäre Zentralorganisation des russischen Militärs erklärte in Finnland den Kriegszustand, weil die bürgerlichen Schutzgarden es gewagt hatten, die Raub- und Plünderungszüge der russischen Soldaten zu verhindern. Zugleich benachrichtigte eine russische Soldatenabordnung die Regierung, daß das nach Helsinki verlegte Militär jeden Versuch der Regierung, eine regelrechte Polizei daselbst wiederherzustellen, mit Waffengewalt verhindern werde.

So sieht die formelle Ankündigung des „Blutmonats" November aus, in welchem die Rote Garde unter Obhut ihrer russischen Beschützer die Generalprobe zu der furchtbaren Tragödie abhält, die ein Vierteljahr später beginnen sollte.

*

Am 7. November wurde Kerenski mit seiner Interimsregierung von Lenin und Trotzki gestürzt. Die Wirkungen machten sich sofort in Finnland bemerkbar. Der russische Soldatenrat in Helsinki erklärte den Generalgouverneur nebst seinem Gehilfen für abgesetzt und übertrug die Funktionen des Generalgouverneurs den beiden „Genossen"-Soldaten Schischka und Rahja.

Unter all den Streitigkeiten kam man erst am 13. November dazu, den Landtag zu eröffnen.

Am 17. November besetzte die Rote Garde das Landtagshaus und machte jede weitere Arbeit unmöglich. Am Tag vorher waren die letzten noch übrigen Senatoren abgegangen. Das Land war ohne Regierung, ohne Volksvertretung, ohne jegliche Ordnungsgewalt. Die Furie der Anarchie erhob ihr Medusenhaupt. Schon züngelten ihre Schlangen sichtbar über Stadt und Land. Eine Raserei des Mordens und Plünderns erfaßte die zügellosen Elemente der Bolschewisten.

Schon am 7. November war die Kunde von einer Brutalität sondergleichen über das Land geflogen: Auf dem Landgut Mommila, unweit der Bahn Riihimäki—Lahti, das einem der reichsten Männer des Landes, dem Landwirtschaftsrat Alfred Kordelin, gehörte (in seinem Testament hatte er vierzig Millionen Mark für allgemeinkulturelle Zwecke vermacht), befand sich an jenem Tage eine Gesellschaft von elf Herren und elf Damen zu Gast. Plötzlich dringen fünfzig als russische Marinesoldaten uniformierte Männer ein, veranstalten eine genaue Haussuchung, wobei sie sich eine Menge Wertsachen und Kleider aneignen, setzen sich an den für die Gäste gedeckten Tisch und zwingen diese, zuzuschauen, wie sie sich die Mahlzeit schmecken lassen. Darauf werden die männlichen Gäste auf Autos geladen und abgeführt. Die Nachricht von dem Überfall hat sich rasch verbreitet. Aus Lahti begeben sich 32 Mitglieder der Schutzgarde nach Mommila. Sie stoßen auf der Landstraße mit dem Gefangenentransport zusammen, die Matrosen eröffnen das Feuer, und es entspinnt sich ein dreiviertelstündiges Gefecht, das mehrere Tote und Verwundete fordert. Während des Gefechts gelingt es dem größten Teil der gefangenen Gäste, in den Wald zu fliehen. Kordelin und ein Ingenieur, die ruhig sitzen geblieben sind, werden meuchlings erschossen. Die Schuldigen können nicht zur Verantwortung gezogen werden, da der Soldatenrat sie in Schutz nimmt. — Die bolschewistische Ordnungsgarde der Arbeiter besetzt das Polizeiamt in Helsinki, studiert das Verbrecheralbum und vernichtet die Bildnisse von einunddreißig Verbrechern, denen Vertrauensämter in der Garde übertragen werden. Acht von ihnen waren Mörder. — Auf Befehl des „Revolutionären Zentralrats“ werden achtzehn berüchtigte Banditen aus dem Kriminalgefängnis in Helsinki mit Gewalt befreit. Sie stammen alle aus einer Landgemeinde, die sie mit Raub und Plünderung gebrandschatzt haben. Nach der Freigabe kehren sie an den Ort ihrer Heldentaten zurück und nehmen ihre Raub- und Mordzüge von neuem auf.

Am 1. November kommen zwei Eisenbahnwagen voller Waffen unter Bewachung von sieben bewaffneten Arbeitern aus Petersburg nach Finnland. Legitimationen besitzen sie nicht, eine Untersuchung der Wagen durch Zollbehörden verhindern sie mit Gewalt. Die Wagen werden nach zwei kleinen Provinzstädten geschickt, ihr Inhalt wird in die Häuser der Arbeitervereine gebracht. Dies ist der Beginn der unerschöpflichen Waffenlieferungen, mit denen die Bolschewistenorganisationen in Petersburg ihre roten finnischen Genossen unterstützten. In Turku rafften sich die Stadtverordneten, nachdem sie wochenlang unter Einsperrung, Drohungen und Erpressungen gelitten hatten, dazu auf, weitere Auszahlungen ohne vorherige Ver-

handlungen zu verweigern. Die Folge ist, daß die „Ordnungsgarde" in den Streik tritt und von den roten Arbeitern Pöbelhaufen in die Straßen ausgesandt werden, die eine regelrechte allgemeine Plünderung veranstalten. Russische Soldaten und Janhangel zertrümmern die Hauseingänge und schleppen die geraubten Waren in Wagen oder sonstwie fort. Russische Soldatenräte mischen sich als Zensurbehörde ein und verbieten nach Gutdünken das Erscheinen dieser oder jener Zeitung.

Dies ist nur ein kleiner Ausschnitt aus dem an Mord, Raub, Plünderung, Erpressung und Verhaftungen so reichen Blutnovember und den darauf folgenden Wochen. Allein im Verlauf der Streiktage vom 13. bis 19. November wurden 36 Personen von der „Ordnungsgarde" ermordet, durchschnittlich ein halbes Dutzend am Tag.

Die sozialdemokratische Parteileitung erschrak. So hatte sie sich die Staatsumwälzung weder gedacht noch gewünscht. Sie bemühte sich, einzulenken und der Greuel Herr zu werden. Aber es war zu spät. Die Rote Garde allein war Herr der Lage. In der Nacht auf den 26. Januar wurde die endgültige Bewaffnung der Roten Garde aus den Vorräten des russischen Marinearsenals durchgeführt. Am 27. Januar morgens wurde die Garde mobilisiert, und am Abend konnte ihr Oberbefehlshaber dem „Ausführenden Komitee" berichten, daß alles bereit sei, um zuzuschlagen. Am Montagmorgen, dem 28. Januar, marschierten die roten Bataillone in die finnische Hauptstadt ein und besetzten sämtliche Regierungs- und öffentlichen Gebäude. Ein Aufruf befahl den Einwohnern, „sich während des Kampfes mit den Schlächtergarden von den Straßen fernzuhalten, widrigenfalls sie Gefahr laufen, beschossen zu werden." Die rote Flut des bolschewistischen Aufruhrs ergoß sich in breiter Woge über das finnische Land.

Deutschland will helfen

Der Bolschewistenaufruhr wäre vielleicht schon früher ausgebrochen, wenn es nicht während der blutigen Wirren im November 1917 einem mutigen und willensstarken Mann gelungen wäre, den zur Macht drängenden Elementen der Unterwelt für einige Zeit Einhalt zu gebieten.

Dieser Mann war Per Evind Svinhufvud, der sich schon im Anfang des Verfassungskampfes als unerschrockener Verfechter des Rechts hervorgetan hatte. Als

nach Eugen Schaumans Tat dessen greiser Vater von den russischen Schergen ganz unschuldigerweise in die Peter-Paul-Festung nach Petersburg verschleppt wurde und wegen eines in seiner Bibliothek gefundenen Zettels mit Notizen militärischen Inhalts ganz unverfänglicher Art (was bei einem pensionierten General nicht gerade auffallend war) als Landesverräter verurteilt werden sollte, gelang es Svinhufvud, der damals Rechtsanwalt war, den greisen General den Fängen der russischen Justiz zu entreißen und seine Freisprechung vor einem finnischen Gericht zu erwirken. Im November 1914 weigerte er sich, als Richter einen verfassungswidrig zum Senatsprokurator ernannten Russen als seinen gesetzlichen Chef anzuerkennen, und wurde deswegen kurzerhand mitten in der Ausübung seines Richteramtes verhaftet und in eins der entlegensten Dörfer in den nordsibirischen Einöden verbannt. Als er im März 1917 aus seiner Gefangenschaft heimkehrte, wurde er im Triumphe von seinem Volk empfangen und spielte seitdem eine führende Rolle in der heimatlichen Politik.

Als im November 1917 die Mordexzesse der Bolschewisten ihren Höhepunkt erreicht und die Sozialdemokraten die Mehrheit im Reichstag verloren hatten, übernahm er den Vorsitz der Regierung und verkündete als ihre vornehmste Aufgabe die Durchführung der vollen Unabhängigkeit Finnlands. Machtlos, wie Finnland war, konnte es aber nicht daran denken, aus eigener Kraft seine Selbständigkeit zu erzwingen, zumal das Land noch immer von einem hunderttausend Mann zählenden russischen Heer besetzt war.

An Schweden, das in unmißverständlicher Weise zu erkennen gegeben hatte, wie gleichgültig ihm das Schicksal Finnlands war, konnte man sich nicht um Unterstützung wenden. Die einzige Macht, auf die man hoffen konnte, war Deutschland.

Und nun trat wiederum ein Augenblick ein, wo das Vorhandensein des Jägerbataillons blitzartig die einzigen Rettungsmöglichkeiten für das finnische Volk aufleuchten ließ. Nicht, daß das Bataillon sofort selber hätte zur Rettung herbeieilen können. Nein, aber die Tatsache, daß junge Finnen in Deutschland für einen künftigen Befreiungskampf in Finnland ausgebildet wurden, ergab naturgemäß die Möglichkeit, eine direkte Hilfsaktion deutscher Truppen in Erwägung zu ziehen. Dieser Gedanke war freilich nicht ganz neu. Schon im April 1917 hatten in Stockholm Verhandlungen über diese Frage zwischen deutschen und finnischen Militärsachverständigen stattgefunden. Anfang Juli hatte die deutsche Heeresleitung beschlossen, nicht nur alles für eine finnische Armee von 100 000 Mann nötige Kriegsmaterial sondern auch große Waffen- und Munitionssendungen wie auch

die Überführung des Jägerbataillons nach Finnland vorbereiten zu lassen. Am 21. August war im deutschen Hauptquartier grundsätzlich auch militärische Hilfe in Aussicht gestellt worden. Nun endlich, am 16. November 1917, erklärte sich General Ludendorff bereit, dahin zu wirken, daß der finnische Wunsch hinsichtlich der Räumung des Landes durch die russischen Truppen bei den baldigen Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk unterstützt würde. Nachdrücklich betonte General Ludendorff, daß Finnland vor allem durch resolutes Auftreten das Vertrauen auf die eigene Kraft betätigen, sobald wie möglich ohne Umschweife seine Unabhängigkeit proklamieren und an die Errichtung einer fest organisierten Volksmiliz schreiten sollte.

Svinhufvud greift ein

Jetzt war die Stunde gekommen, nach der Svinhufvud sich gesehnt hatte. Am 6. Dezember 1917 forderte er den finnischen Landtag auf, die Selbständigkeit Finnlands zu verkünden. Die Sozialdemokraten suchten dies zu verhindern, sie verlangten die Einwilligung der Bolschewisten für einen solchen Beschluß. Sie wurden aber überstimmt. Finnland erklärte sich für einen freien und souveränen Staat.

Wieder flatterten die Löwenbanner über der Hauptstadt Finnlands, und die Einwohner rüsteten sich zu festlichen Empfängen und Feiern. Bei dem großen akademischen Fest in der Universität prangte neben den studentischen Fahnen und dem Löwenbanner eine ganz neue Fahne, die die Finnen zum erstenmal mit staunenden Blicken betrachteten: die Fahne des finnischen Jägerbataillons. Freudig und doch beklommenen Herzens begrüßten die Menschen die schwer errungene Unabhängigkeit.

War aber diese Unabhängigkeit auch die Freiheit, die sie ersehnt? Die Wirklichkeit, die sie umgab, sah anders aus: rauh, unsicher, voller Fallen und Tücken. Aber zu innerst jubelte doch ein jeder: der Weg war gefunden, er war betreten worden; das letzte große Ziel war nicht mehr zu verfehlen.

Noch stand der Regierung die wichtige Aufgabe bevor, der Unabhängigkeit die Anerkennung der übrigen Staaten zu verschaffen. Die Erfüllung dieser Aufgabe stieß zunächst auf ein unerwartetes Hindernis: nicht nur Deutschland, auch andere Staaten sprachen den Wunsch aus, daß Finnland vor allem erst die An-

erkennung Rußlands einholen sollte. Dann würden sie ebenfalls sofort die Unabhängigkeit Finnlands anerkennen.

Dieser Wunsch war um so berechtigter, als die Sowjetregierung zunächst keineswegs gewillt war, ein bürgerlich regiertes Finnland anzuerkennen. Es sei nicht bewiesen, erklärte Trotzki, daß die Unabhängigkeit Finnlands dem Willen des finnischen „Volkes“ entspreche. Erst durch nachdrückliche Vorhaltungen Deutschlands bei den Brest-Litowsker Friedensverhandlungen ließ er sich dazu bewegen, eine Anerkennung zuzusichern, falls Finnland einen dahingehenden Antrag stellte.

So blieb der Regierung Svinhufvud nichts übrig, als zuerst sich an Sowjetrußland zu wenden. Sie mußte sich sogar beeilen, weil die Sozialdemokraten schon während der Weihnachtstage ihre Abgeordneten nach Petersburg gesandt hatten, wo sie von Lenin freundlich empfangen worden waren.

Svinhufvud wollte nun sofort persönlich nach Petersburg reisen. Der Senat witterte aber Gefahr, denn er hatte von der Äußerung eines der bolschewistischen Regierungsmitglieder Kenntnis erhalten, daß es doch nicht lange dauern würde, bis das finnische Proletariat zum revolutionären Kampf greifen und die Leitung des Landes in seine Hände nehmen würde.

Um so notwendiger erschien es nun Svinhufvud, sich persönlich in Petersburg einzufinden. Am 31. Dezember 1917, um 9 Uhr abends, erschien er in Begleitung einiger Kollegen in „Smoljna“, dem Standquartier der Leninschen Regierung. Das war ein weitläufiges Gebäude, das früher als Erziehungsanstalt für Töchter adliger Familien gedient hatte und dank seiner entfernten und isolierten Lage den zahlreichen Kanzleien der Bolschewisten die sicherste Unterkunft bot.

Die nun folgende Szene der Anerkennung der Souveränität Finnlands ist in ihrer proletarischen Formlosigkeit so kennzeichnend für die bolschewistische Auffassung von diplomatischem Verkehr, daß sie es verdient, hier kurz geschildert zu werden.

Die finnischen Senatoren mußten in einem großen, eisigkalten Vorraum warten und, da keine Stühle vorhanden waren, auf einer Tischkante Platz nehmen. Die Pelzmäntel mußten sie natürlich anbehalten.

Trotz der späten Stunde herrschte ein lebhaftes Treiben in Smoljna, Maschinenschreiberinnen rannten in den Korridoren, auf den Fußböden krochen sogar kleine Kinder umher. Wenn eine Tür sich öffnete, sah man, wie die Volkskommissare,

in dicke Tabakwolken gehüllt, in einem großen Zimmer an Tischen herumsaßen und laut und eifrig hin und her redeten.

Endlich, nach dreistündigem Warten, brachte einer der Kommissare ein von Lenin, Trotzki und anderen Kommissaren unterzeichnetes Schriftstück, das die Anerkennung der staatlichen Selbständigkeit Finnlands enthielt. Diese Form, eine entscheidende und eigentlich wohl auch feierliche Staatshandlung zu vollziehen, erschien dem finnischen Außenminister doch allzu primitiv, und er erklärte dem Überbringer der wichtigen Urkunde, der Staatspräsident Finnlands sei persönlich erschienen und wünsche Lenin zu begrüßen, um ihm den Dank des finnischen Volkes für die Anerkennung der Selbständigkeit auszudrücken.

Der Kommissar begab sich zurück ins Beratungszimmer und teilte den Bolschewisten diesen Wunsch der finnischen Herren mit. Darob große Betretenheit bei den Kommissaren. Lenin zuckte die Achseln, lachte etwas verlegen und weigerte sich zu gehen.

„Was soll ich diesen Bourgeois sagen?"

Man schlug vor, Trotzki solle die Gäste begrüßen. Auch er lehnte schroff ab. Schließlich wurde der Tschekahäuptling Steinberg vorgeschoben.

„Was kann ich ihnen denn sagen?", fragte er. „In meiner Dienststellung könnte ich sie höchstens verhaften lassen."

Da lachte Trotzki höhnisch:

„Natürlich! Warum denn nicht!"

Nun wurde der Kommissar nervös und verlangte energisch, Lenin solle hingehen. In seinem vertragenen Rock, gesenkten Hauptes, unbeholfen und verärgert, ging Lenin schließlich in den eisigen Vorraum, während man im Saal im Tabakqualm weiter lachte und Witze riß.

Die beiden Staatshäupter drückten einander kräftig die Hand.

„Sind Sie jetzt zufrieden?" fragte Lenin.

„Sehr!" erwiderte Svinhufvud, worauf der Bolschewistenhäuptling zu seinen Leuten zurückkehrte und beschämt eingestand:

„Ich nannte sie natürlich Towarischtsch (Genosse)!"

„Tut nichts", bemerkte Trotzki, „wenn wir denen in die Hände geraten, rechnen sie es Ihnen als Verdienst an."

Darauf wurde man durch eine telephonische Anfrage der Tscheka unterbrochen, ob sie die Mitglieder der Nationalversammlung verhaften solle, die gerade im Taurischen Palais über Maßnahmen für ihre eigene Sicherheit beriet.

Auch die finnischen Senatoren hätten leicht von einem solchen Haftbefehl betroffen werden können. Aber sie hatten Glück. Es gelang ihnen, noch in derselben Nacht Petersburg unbehelligt zu verlassen.

Russische Matrosen verlangen nach Svinhufvud

In eine viel gefährlichere Lage sollte Svinhufvud jedoch einige Wochen später geraten. In Pohjanmaa (Österbotten) waren an verschiedenen Orten Zusammenstöße zwischen den Schutzgarden und russischen Soldaten vorgekommen. Eine heftige, feindselige Stimmung hatte sich infolgedessen auch der russischen Matrosen bemächtigt, die unter dem Befehl eines ihrer wildesten Kumpane, des Matrosen Ismailow, sich des finnischen Dampfers „Polaris" bemächtigt und dort ihren „Stab" untergebracht hatten. Am Abend des 24. Januar verlangte der Stab, Svinhufvud solle an Bord des Dampfers erscheinen, um über die Zusammenstöße in Pohjanmaa Erklärungen abzugeben.

Die Senatoren erhoben dringend ihre warnenden Stimmen. Das hieße ja, sich lebendigen Leibes in die Höhle des Löwen begeben! Wie kamen überhaupt die Matrosen dazu, an den Staatspräsidenten Finnlands ein so dreistes Verlangen zu stellen?

Svinhufvud sah die Sache ruhiger an. Ihm kam es vor allem darauf an, den Ausbruch des Aufruhrs, den man jeden Augenblick erwarten konnte, möglichst hinauszuschieben, um den Weißen im nördlichen Finnland Zeit zu verschaffen, sich zum Angriff zu rüsten.

Trotz den Beschwörungen der Senatoren beschloß er, sich allein auf das draußen im Eise liegende Schiff zu begeben, obgleich er das Gefühl hatte, daß dieser Weg sein letzter sein konnte. „Furcht durfte ich nicht zeigen", erzählte er später, „als man mich auf das Schiff bestellte, aber ich bat doch sicherheitshalber meine Kollegen, es dem schwedischen Konsul zu melden, falls ich nicht zurückkehren sollte."

Auf dem Dampfer stieß er gleich auf einen Haufen Matrosen, die ihm mit großem Geschrei vorhielten, ihr Militär sei in Pohjanmaa angegriffen worden. „Haltet eure Truppen in Zucht und Ordnung!" erwiderte Svinhufvud; aber die erhitzten Soldaten redeten alle durcheinander auf ihn ein, ohne daß man zu einem Ergebnis kam.

Es vergingen Stunden. Voll Unruhe und Ungeduld wartete man im Senat auf Svinhufvuds Rückkehr. Schließlich schickte man Professor Idman, der Russisch konnte, nach ihm auf den Dampfer. Als Idman im Stockfinstern endlich den Dampfer gefunden hatte, erklärten die Matrosen, Svinhufvud sei gar nicht an Bord. Da entdeckte Idman im Salon Svinhufvuds Mantel und Mütze und fand ihn schließlich am anderen Ende des Schiffes, wo er in größter Gelassenheit, die Zigarre im Munde, in einem Lehnstuhl saß, um ihn herum eine Rotte Matrosen, heftig gestikulierend und leidenschaftlich redend. Sie rauchten und tranken Tee, und immer wieder verschwand der eine und der andere in eine Nebenkabine, um einen Schnaps zu genehmigen. Am tollsten gebärdete sich der radikale Ismailow. Er schwadronierte, daß sie für jeden russischen Soldaten, der getötet würde, hundert Bürger erschießen und Helsinki dem Erdboden gleichmachen wollten.

„Schießen Sie nur, wenn Sie's wagen", antwortete Svinhufvud trocken, „besser wird es dadurch keineswegs."

Ismailow verlangte, Svinhufvud solle den Befehl geben, die Schutzkorps zu entwaffnen und ihre Waffen der Roten Garde zu übergeben. Svinhufvud erklärte ruhig, einen solchen Befehl könne er nicht geben, auch sei kein Anlaß dazu vorhanden, wenn die Soldaten selber keine Gewalttaten begingen.

Was für einen Zweck denn die Schutzkorps hätten, fragten die Matrosen, ob sie wirklich gegen die Russen vorgehen wollten? Svinhufvud gab offen zu, ihr Zweck sei, gegen die Russen zu kämpfen, fügte aber hinzu, daß sie in diesem Augenblick vor allem die Ordnung im Lande aufrechterhalten sollten.

Dieses geradsinnige Auftreten des Staatspräsidenten machte einen starken Eindruck auf die Matrosen, aber Ismailows Auftreten wurde immer herausfordernder.

„Was schreit ihr ganz überflüssigerweise?", rief Svinhufvud endlich. „Schafft doch endlich eure Truppen weg, wie ihr versprochen habt!"

Die Matrosen schwiegen, tranken ihren Tee und hüllten sich in dicke Tabakwolken. Dann begannen sie, Svinhufvud über seine Erlebnisse in Sibirien auszufragen. Er tat ihnen den Gefallen, und sie hörten ihm mit offensichtlichem Interesse zu. Dann wurde wieder verhandelt, alle redeten durcheinander, und keiner hörte auf den anderen. Es wurde Mitternacht. Im Senat wurde man ernstlich unruhig und sandte Senator Castrén, um Svinhufvud vom Schiff wegzuholen. Die Matrosen wurden immer betrunkener. Als Castrén Svinhufvud gefunden, versuchten sie beide, in aller Stille sich durch eine Seitentür zu entfernen. Aber auch hier stießen sie auf eine Gruppe bezechter Matrosen.

Nach vielen Bemühungen gelang es ihnen endlich, sich dahin zu einigen, daß beide Parteien sich verpflichteten, die Ordnung und die Ruhe im Lande aufrechtzuerhalten.

Als die Senatoren das Schiff verließen, richteten sie es so ein, daß zu beiden Seiten Svinhufvuds und hinter ihm ihre russischen Begleiter gingen. Diese Vorsicht war notwendig, denn irgendein betrunkener Matrose hätte auf den Einfall kommen können, ihn vom Schiff aus zu erschießen. Sie atmeten erleichtert auf, als sie wieder im Senat angelangt waren, doch ein beklemmendes Gefühl überfiel sie, daß man schweren Tagen entgegenging.

Die Lunte am Pulverfaß

Auf die Anerkennung durch Rußland folgten nun bald die Anerkennungen der anderen Staaten. Finnland war in aller Form von der übrigen Welt als gleichberechtigtes Glied in ihren Kreis aufgenommen worden.

War es aber auch tatsächlich souverän und frei? Ach nein, in Wirklichkeit war die Freiheit zunächst nur ein schöner Begriff. Denn allen Versicherungen zum Trotz dachte die bolschewistische Regierung nicht daran, die russischen Truppen aus Finnland zu ziehen. Im Gegenteil, sie verstärkte sie durch neue Sendungen. Das war ja das Werkzeug, mit dessen Hilfe der eigentliche Wille des finnischen „Volkes" der Welt vor Augen geführt werden sollte. Dieses Werkzeug zu zertrümmern, war eine Frage von Sein und Nichtsein für Finnland.

Die einzige mächtige Hand, mit deren Hilfe das geschehen konnte, Deutschland, war in diesem Augenblick durch diplomatische Verhandlungen in Brest-Litowsk gebunden. Man mußte also warten und sich zunächst vor weiterschreitender Zerstörung zu wehren suchen. Am 9. Januar 1918 überreichte die Regierung dem Landtag eine Vorlage betreffend Errichtung einer starken Ordnungsmacht, um der Regierung die Mittel in die Hand zu geben, der überhandnehmenden wüsten Zügellosigkeit Herr zu werden. Die Sozialdemokraten wehrten sich mit aller Macht. Sie wurden überstimmt. Aber nun trat die Rote Garde in Tätigkeit. Kaum hatte der Landtag die Vorlage angenommen, als die Garde einen Aufruf erließ, der folgende Überschrift trug: „Sammelt die Kräfte des Proletariats! Der Senat beabsichtigt, die Arbeiterklasse mit Schlächtertruppen anzufallen!" Sie verlangte offen die Prokla-

mierung der Revolution, um der „Gewaltdiktatur“ der Bürgerlichen ein Ende zu bereiten. Die Leitung der Revolution sollte natürlich dem Chef der Roten Garde in die Hände gelegt werden.

Dies war eine Kriegserklärung. Nun galt es, rasch zu handeln, ehe es zu spät war. Vor allem mußte die militärische Leitung in erfahrene Hände gelegt werden. Zum Glück fand sich auch auf diesem Gebiet ein Mann von glänzenden militärischen Eigenschaften und hervorragenden organisatorischen Aufgaben: der Freiherr Gustaf Mannerheim, ein Sprößling aus altem schwedisch-finnischem Geschlecht. Er hatte im Weltkrieg auf seiten der Feinde Deutschlands gekämpft. Nun wurde ihm der Oberbefehlshaberposten im finnischen Freiheitskrieg angeboten, aber mit dem ausdrücklichen Hinweis, daß dieser Krieg mit der Unterstützung Deutschlands geführt werden müsse, daß vielleicht deutsche Truppen den Boden Finnlands betreten würden. Er zögerte. Militärische Pflichtauffassung, vielleicht auch persönliche Empfindungen machten ihm den Entschluß schwer. Aber die Not des Vaterlandes war stärker, er übernahm den Oberbefehl. Am 18. Januar begab er sich nach Vaasa, dem Mittelpunkt des Landesteils, wo das „Weiße Finnland“ seine Abwehrkräfte zu sammeln begonnen hatte. Eine Woche später begaben sich drei Mitglieder des Senats nach derselben Stadt, um außerhalb des revolutionären Finnlands eine beschlußfähige Regierungsgewalt aufrechterhalten zu können.

Noch einige Versuche machte die Regierung, um einen Krieg zu verhindern. Am 25. Januar wandte sie sich an die Sowjetregierung mit dem Verlangen, unverzüglich wirksame Maßregeln zu ergreifen, um die russischen Soldaten aus Finnland zu entfernen. Zugleich versandte sie an die europäischen Regierungen einen Protest gegen das Verhalten der Sowjetregierung und veröffentlichte einen Aufruf an das finnische Volk, in dem sie die Mitbürger aufforderte, sich zusammenzuschließen, um die Ordnung im Lande und die Selbständigkeit Finnlands zu schützen. Von diesem Aufruf erklärte der sozialdemokratische „Työmies“, er „erregte eine ungeheure Bitterkeit und einen unsagbaren Haß. Kein Wunder, denn so verbrecherisch, so frech, so roh und so blutig ist sein Inhalt.“ Der bolschewistische „Kommissar für Kriegsangelegenheiten“, Pokrowski, wiederum erwiderte am 26. Januar auf das Telegramm der finnischen Regierung: „Laut Mitteilungen, die in Petersburg eingelaufen sind, hat die soziale Revolution in Finnland begonnen. Die russische Regierung ist in Übereinstimmung mit ihren Grundsätzen verpflichtet, das Proletariat in seinem Kampf gegen die finnische Bourgeoisie zu unterstützen.

Der Kommissar hat nach Finnland Hilfe für die finnischen Rotgardisten gesandt und wird es auch in Zukunft tun."

Er hatte recht. Die Revolution hatte begonnen. Aber das, was er Revolution nannte, war in Wirklichkeit Aufruhr und Verrat, ein Verrat, den einzelne gewissenlose Parteiagitatoren an dem finnischen Volk begingen. Gegen diesen Aufruhr und Verrat eröffnete Finnlands Volk nun seinen Kampf um Freiheit, um Unabhängigkeit, um Tod und Leben.

Vorbereitungen zum Kampf

Alle entscheidenden Ereignisse, die bisher das Schicksal Finnlands in neue Bahnen gelenkt hatten, waren gleich Katastrophen über das Volk hereingebrochen, unerwartet, verblüffend, verwirrend. Das Februarmanifest 1899, Bobrikows Tod im Juni 1904, der Nationalstreik im November 1905, der Weltkrieg und die russische Märzrevolution 1917 waren lauter Überraschungen, auf die man in keiner Weise vorbereitet war, wenn auch manche dieser Ereignisse ein langersehntes Ziel bildeten.

Anders der Freiheitskrieg 1918. Die Gestalt, die er schließlich annahm, hatte man freilich anfangs nicht vorausgesehen, weil man nicht auf den Gedanken kommen konnte, daß man die Freiheit Finnlands auch gegen eigene Volksgenossen würde verteidigen müssen. Aber, daß diese Freiheit nur mit Waffengewalt gewonnen werden konnte, das leuchtete denen, die mit offenen Augen und mit klarem Urteil die Verhältnisse betrachteten, schon bald nach Ausbruch der russischen Revolution ein. Ihr Zorn richtete sich anfangs vor allem gegen das Wüten der russischen Soldateska. Erst nachdem Lenin im November 1917 endgültig die Macht erlangt hatte, erkannte man, daß neben dieser Soldateska ein anderer und, wie es sich zeigen sollte, noch gefährlicherer Feind erstanden war: die Rote Garde der finnischen Sozialdemokratie. Nun erst gingen den bürgerlichen Parteien die Augen darüber auf, daß es um Sein und Nichtsein des ganzen Volkes ging. Nun begriffen endlich sogar die Gegner der Aktivisten, welche Bedeutung die Jägerbewegung für die Rettung des Vaterlandes hatte, und die dringende Notwendigkeit militärischer Vorbereitungen wurde zu einer Lebensfrage.

Ein „Aktives Komitee" (A. K.) sorgte für die Errichtung von Kampfgruppen, Beschaffung von Waffen und Munition und die Heranbildung militärischer Führung.

Seit dem Sommer 1917 hatte man an vielen Orten Schutzkorps gebildet, die als Feuerwehren getarnt waren. Von Anfang an war man bestrebt, ihnen jeglichen Klassencharakter zu benehmen. Sie sollten nicht für oder gegen eine bestimmte Klasse des Volkes errichtet werden, ihr Gegner war ausschließlich der fremde russische Eindringling. Sehr zahlreich war das Bauerntum vertreten. Auch viele Arbeiter schlossen sich den Schutzkorps an. Aber je schärfere Formen der Kampf zwischen dem Bolschewismus und der vorläufigen Regierung in Rußland annahm, um so entschiedener begannen auch die sozialistischen Arbeiterorganisationen in Finnland, von den Bürgerlichen abzurücken und ihre Mitglieder von einer Teilnahme an den Schutzgarden abzuhalten. Hier und da wurde schon ein organisierter Arbeiter verprügelt, der sich nicht beeilte, aus der Schutzgarde auszutreten. Ende August eröffnete die sozialistische Presse sogar ein wahres Trommelfeuer gegen jene Garden, die sie als Todfeinde ihrer eigenen Roten Garde hinstellte.

Die Schutzkorps waren von Mut und Vaterlandsliebe erfüllt; was ihnen fehlte, waren Waffen und militärische Ausbildung. Für die letztere konnte zur Not gesorgt werden. Immer häufiger gelang es einzelnen Jägern, nach Finnland zu kommen und mit dem „Aktiven Komitee" in persönliche Verbindung zu treten. Ihre Mitarbeit wurde von einer unermeßlichen Bedeutung für die militärische Vorbereitung des Freiheitskrieges. Nicht nur, daß sie dank ihrer eigenen militärischen Schulung die Ausbildung der Mannschaften in die Hände nehmen konnten — ihr bloßes Erscheinen in den Schutzgarden wirkte Wunder. Das Bewußtsein, daß ein Jäger an die Spitze der Truppe trat, genügte, um diese zu Leistungen emporzureißen, deren man sie vorher gar nicht für fähig gehalten hätte. Ja, die bloße Nachricht, daß in der Nachbargemeinde ein Jäger kommandierte, wirkte schon wunderbar anfeuernd auf die Mannschaften und erfüllte sie mit Siegeszuversicht.

Eine noch wichtigere Aufgabe des Aktiven Komitee war jedoch die Beschaffung von Waffen. Die zur Rettung des Vaterlandes herbeieilenden Männer waren fast alle ohne jegliche Waffen. Man behalf sich anfangs damit, auf geheimem Wege von den russischen Soldaten Schießwaffen zu kaufen, was keineswegs schwer war. Nur wurden diese Käufe sehr teuer, da man immer wieder von den Verkäufern in frecher Weise hintergangen wurde, indem die gekauften Ladungen manchmal etwas ganz anderes, zum Beispiel Ziegelsteine, enthielten. Immerhin gelang es, weit über tausend Gewehre für die Schutzgarden zu erwerben. Besser gelangen einige geschickte Manöver mit den von den Russen für die Roten in Finnland bestimmten Waffensendungen aus Petersburg. Das sogenannte „Eisenbahnkommando des Aktiven Komitee",

eine „weiße" Organisation unter den Eisenbahnern, verstand es, von diesen zahlreichen Wagen voller Waffen und Munition einzelne nach Orten im Innern Finnlands zu leiten, wo sie nicht von Roten sondern von vorher unterrichteten Schutzgarden in Empfang genommen und ihre kostbaren Ladungen in deren Verstecken untergebracht wurden.

Deutschland bringt Waffen

Mit diesen geringen Vorräten konnte man natürlich nicht daran denken, Krieg zu führen. Es blieb nichts anderes übrig, als sich wiederum um Hilfe an Deutschland zu wenden. Die erste offizielle Anfrage hatte man schon am 24. Juni 1917 an deutsche militärische Stellen und an das Auswärtige Amt in Berlin gerichtet. Die deutschen Behörden zeigten volles Verständnis für die Notlage, in der sich Finnland befand. Am 30. Juli trafen sich Vertreter deutscher Behörden mit Finnen in Saßnitz zu einer Konferenz, die zu einer Vereinbarung führte. Doch erforderten die Vorbereitungen soviel Zeit, daß es noch einige Monate dauerte, bis die Wünsche der Finnen in Erfüllung gingen. Endlich, am 27. Oktober, stach der Dampfer „Equity" unter Kommando des Oberleutnants zur See Pezold aus Danzig-Neufahrwasser in See. Als Wegweiser hatten die Finnen einen vorzüglichen Lotsen, Karl Rönnholm aus Pohjanmaa, gesandt. Ankunft und Empfang in Finnland waren bis ins einzelne verabredet und wurden mit bewundernswerter Präzision durchgeführt. Am 31. Oktober, fast auf die Stunde genau, erschien der Dampfer an der übereingekommenen Insel Västerö, nördlich von der Stadt Vaasa. Die russische Grenzwache war von den Finnen so reichlich mit Alkohol bewirtet worden, daß sie in seligem Schlummer lag. Sicherheitshalber war auch ihr Patrouillenmotorboot außer Betrieb gesetzt worden. An zwei Stellen wurde binnen unglaublich kurzer Zeit mit Hilfe zahlreicher aufgebotener Bauern und Schiffer die kostbare Ladung gelöscht und in Sicherheit gebracht. Sie bestand aus 6500 Gewehren, etwa sechs Millionen Patronen, 30 Maschinengewehren nebst 800 000 Patronen, 200 Mauserpistolen, 4500 Handgranaten, einer Menge Sprengstoffen, acht Motorrädern und anderem Material. Den Russen wie den Roten blieb die Sendung ein vollkommenes Geheimnis.

Bald darauf begab sich ein zweiter Transport nach Südfinnland. Hierher konnte aber nur ein U-Boot gelangen. Und auch für ein solches war die Fahrt durch die

russischen Minenfelder mit der größten Gefahr verbunden. Da es aber außerordentlich wichtig war, die Verbindungslinien zwischen Rußland und dem roten Finnland durch Sprengkommandos zu unterbrechen, entschloß man sich zu dem gewagten Unternehmen. Der Admiralstab stellte das U-Boot „U 57“ unter Führung des erprobten Kapitänleutnants Wißmann zur Verfügung. Acht finnische Jägerpioniere erhielten den Befehl, mit dem U-Boot nach Finnland zu gehen und die Eisenbahnlinien nach Petersburg zu sprengen. Zwei von ihnen sollten als Funker an der Küste einen mitgenommenen Radioapparat bedienen. Am 12. November verließ „U 57“ Danzig. Die Fahrt war schwierig. Halbe Tage lang rasselten und knirschten die Ankerketten der russischen Seeminen an den Stahlwänden des U-Bootes, das, um vor ihnen sicher zu gehen, sich bis auf sechzig Meter Tiefe senken mußte. Einmal schien alles aus zu sein. Das Boot rannte mitten in ein U-Bootnetz hinein und in eine Masche fest. Aber durch die geschickten Manöver des Führers gelang es, sich aus der tödlichen Schlinge zu befreien. Pünktlich, am festgesetzten Abend, lag das U-Boot vor den Schären, wo es von den Finnen durch Austausch der übereingekommenen Lichtsignale in Empfang genommen wurde. Jäger und Ladung kamen glücklich an Land.

Kapitänleutnant Wißmann tauchte wieder und war den Blicken entschwunden. Er ist nicht wieder aufgetaucht. Diese Fahrt, die er zur Rettung und Hilfe Finnlands tat, sollte seine letzte sein. Das finnische Volk bewahrt für immer diesen tapferen deutschen Seehelden und seine brave deutsche Mannschaft in dankbarer Erinnerung. Es hat dieser Dankbarkeit Ausdruck gegeben in Gestalt eines Granitdenkmals auf der einsamen Klippe, auf der die finnischen Pioniere und die Ladung des U-Bootes an Land kamen.

Trotz ihrer verhältnismäßig geringen Anzahl übten diese Waffendepots eine ungewöhnliche moralische Wirkung auf beiden Seiten der Front aus. Man lernte zum erstenmal in Finnland die ungeheure Kraft eines modernen Militärgewehrs kennen. Wo das Vorhandensein solcher Waffen bekannt wurde, stiegen Mut und Kampflust in augenfälliger Weise. Auf die Roten hatte dagegen eine solche Nachricht die entgegengesetzte Wirkung. Vielfach sind im Anfang des Aufruhrs Angriffe von ihrer Seite unterblieben, nur weil sie erfahren hatten, daß die betreffende Schutzgarde mit Militärgewehren aus Deutschland bewaffnet war. Es ist im höchsten Grade bezeichnend, daß die Front zwischen dem weißen und dem roten Finnland sich südlich von den Orten entwickelte, die mit Waffen aus den deutschen Sendungen versehen worden waren.

Aus allem geht hervor, daß das weiße Finnland nicht vollkommen unvorbereitet in den Freiheitskrieg ging, daß aber seine Ausrüstung und Bewaffnung doch äußerst mangelhaft war. Seinen zehntausend Gewehren standen schon im Anfang zehnmal mehr auf roter Seite gegenüber. Die Bewaffnung mit Maschinengewehren war gar nicht zu vergleichen. Artillerie besaßen die Weißen überhaupt nicht. Vor allem aber war das ganze südliche Finnland so gut wie vollkommen waffenlos und infolgedessen nicht nur vom ersten Tage an in völliger Gewalt der Roten sondern auch wie durch eine unübersteigbare Mauer von dem übrigen Finnland getrennt und abgeschnitten. Dazu kam, daß auch die weitere Waffenzufuhr nach dem weißen Finnland noch viele Wochen nach Ausbruch des Krieges mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen hatte, während die roten Heerscharen aus den unerschöpflichen Petersburger Arsenalen ununterbrochen mit den vollendetsten Werkzeugen der modernen Kriegführung überschüttet wurden.

Das Regiment der Roten

Als die Roten am 28. Januar 1918 ihren kriegerischen Einmarsch in Helsinki hielten, waren sie von Siegeszuversicht erfüllt. Ihre militärisch unkundigen Führer zählten die Häupter der ihnen Untergebenen und blähten sich vor Stolz: zwei vollzählige und vollbewaffnete Regimenter, über 4500 Mann, standen ihnen allein in der Hauptstadt selber zur Verfügung. Mehr als 1000 Mann standen in der nächsten Umgebung. Im ganzen Land zählten sie im Anfang des Aufruhrs rund 30 000 Mann.

Sie hatten sich auf einen heftigen Widerstand von seiten der Bürgerlichen gefaßt gemacht. In ihrer Phantasie waren deren Häuser vom Dach bis zum Keller mit Bewaffneten angefüllt, die des Augenblicks harrten, wo sie das Volk niedermetzeln konnten. Deshalb traten sie gleich am ersten Tage mit einem ungeheuren Aufwand von Lärm, Geschrei und Schießen auf. Aber kein Gegner rührte oder zeigte sich. Nun veröffentlichten sie einen ebenso weitschweifigen wie bombastischen „Revolutionsaufruf an das finnische Volk“, in welchem sie dem „verbrecherischen“ Senat vorwarfen, er habe einen verabscheuungswürdigen Bürgerkrieg und einen heimtückischen Anfall gegen die organisierten Arbeiter Finnlands vorbereitet und

6*

ausländische monarchische Regierungen gebeten, Mörderhaufen abzusenden, um das arbeitende Volk Finnlands niederzumetzeln. Fast jeder Satz dieses Aufrufs war natürlich eine Lüge oder eine Verdrehung der Tatsachen. Bemerkenswert war ein Satz in der zweiten Hälfte des Aufrufs, der lautete: „Russischen Soldaten ist überall freundlich zu begegnen, weil wir wissen, daß die russischen Genossen Freunde der revolutionären Arbeiter sind." Alles Russische war für die Roten „tabu". Es genügte tatsächlich, daß man russisch sprach, um vor jeder Unannehmlichkeit von seiten der Roten gefeit zu sein.

Die Russen unterstützten nicht nur den Aufruhr, sie übernahmen auch dessen militärische Führung. Ein russischer Oberst wurde zum Oberbefehlshaber ernannt. Die roten Garden betrachtete dieser bloß als Hilfstruppen, die er nach seinem Belieben zur Unterstützung des regulären russischen Heeres verwandte, das die eigentliche kriegführende Partei war. Täglich gingen militärische Berichte nach Petersburg, in denen nur von „unseren Truppen" die Rede war. Lenin selbst hatte ja bereits vor Ausbruch des Aufruhrs in einer öffentlichen Rede erklärt: „Wir sind dabei, Finnland zu erobern." Es steht außer allem Zweifel, daß jedenfalls die in Finnland stehenden Truppen sich als offizielle kriegführende Partei im Kampf gegen das weiße Finnland betrachteten. In gewissem Sinne könnte man das Gesagte auf die Räteregierung in Petersburg ausdehnen. Wenn sie auch keine formelle Kriegserklärung gegen Finnland erließ, so machte sie doch kein Hehl daraus, daß die rote Seite von ihr mit Waffen, Munition und Truppen unterstützt wurde. Die russische Kriegsleitung betrachtete die weißen Schutzgarden nicht als Aufrührer sondern als kriegführende Truppe. Weiße Gefangene wurden nicht erschossen, und das Verfahren der finnischen Roten, die das regelmäßig taten, machte auf die Russen einen abstoßenden Eindruck.

Alles das ist für die Beurteilung des politischen Charakters des Aufruhrs nicht ohne Bedeutung. Trotz den vielen zehntausend Finnen, die sich gegen das Weiße Finnland erhoben, kann von einem Bürgerkrieg im eigentlichen Sinne nicht die Rede sein. Wenn auch die ganze sozialdemokratische Partei Finnlands in den Aufruhr mit hineingerissen schien, so war es doch nicht ein Kampf zweier gleichberechtigter Parteien um die Macht, sondern es war ein regelrechter Krieg gegen den alten verhaßten fremden Unterdrücker, der trotz der erfolgten Anerkennung der Unabhängigkeit Finnlands das Land mit seiner tatsächlichen Gewalt umklammert hielt. Ohne die russische Militärmaschine und Soldateska hätten die finnischen Roten nicht gewagt, zu den Waffen zu greifen. Nun, wo sie es taten,

erniedrigten sie sich zu Waffenträgern des Feindes und machten sich selber zu Verrätern an ihrem eigenen Volk. Diese schmähliche Bundesgenossenschaft machte es dem weißen Finnland unmöglich, in dem Krieg einen Bruderkampf oder Bürgerkrieg zu sehen. Der Finne, der ihm gegenüberstand, war kein Finne mehr sondern ein internationaler Phantast, der von seinem eigenen Volk abgefallen war, und der Kampf gegen ihn war nichts anderes als ein Freiheitskrieg, ein wahrer Volkskrieg.

Die aktive Rolle, die das russische Militär in dem Krieg übernahm, war den finnischen Roten höchst willkommen. Sie selber ermangelten jeglicher sachkundigen militärischen Schulung. Bei der militärischen Organisierung der Roten Garde hatten sie zum Beispiel die Errichtung einer Intendantur vollkommen vergessen. Aber bei der Zerfahrenheit, in der sich das russische Heereswesen befand, konnte eine systematische und einheitliche Kriegführung auf der roten Seite sich nicht herausbilden. Nur so ist es zu erklären, daß es trotz den schon am ersten Tag des Aufruhrs vorhandenen 40 000 Mann Russen nebst den 30 000 finnischen Roten und deren Reserven zunächst noch zu gar keinem Krieg kam, sondern die Roten sich darauf beschränkten, den Teil Finnlands, in dem sie, weil er vollständig waffenlos war, bereits die unumschränkte Herrschaft führten, nämlich das ganze südliche Finnland, von dem übrigen finnischen Gebiet abzusperren und dem Terror ihrer Banden zu unterwerfen.

Die von den Roten gebildete sozialdemokratische Regierung nannte sich nach russischem Muster „Volkskommissariat". Die Volkskommissare nahmen ohne weiteres von dem großen Regierungsgebäude des Senats Besitz und richteten sich in dessen Diensträumen und Kanzleien mit aller Ungeniertheit ein. Das prächtige, bis ins kleinste in peinlicher Ordnung und Sauberkeit gehaltene Haus verwandelte sich im Nu in einen Saustall. Nicht nur, daß die Roten nicht imstande waren, in den Amtsräumen auch nur die geringste äußere Ordnung aufrechtzuerhalten, sie benutzten diese Räume auch zu allem möglichen anderen außer für amtliche Geschäfte. Hier wurde gegessen, getrunken, geraucht und geschlafen. Hier zogen ganze Familien der Roten mit Kind und Kegel ein. Hier wurde gebadet, gewaschen, gekocht und Kinderwäsche getrocknet. Hier standen gebrauchte Waschtoiletten, Mülleimer und ungemachte Betten. Nur eins gab es überhaupt nicht: Reinemachen. Es dauerte nach dem Aufruhr Wochen, bis dieser Augiasstall wieder in anwendbaren Zustand gebracht werden konnte.

Das Programm der Regierung strotzte von Versprechungen goldener Berge für das Proletariat. Kein einziger Punkt dieses Programmes wurde verwirklicht. Man

änderte nichts an der bürokratischen Maschinerie. Man beschränkte sich darauf, die Ämter in „Räte" umzutaufen. Eine um so erfolgreichere Energie entwickelte man auf finanziellem Gebiet. Denn die Revolution kostete Geld, sehr viel Geld. Das erste, was man tat, war eine Besetzung der Staatsbank. Die Gewölbe erwiesen sich verschlossen, die Schlüssel im Besitz der Bankdirektion. Doch ein Kassendiener der Bank war rot und verriet, wo die Ersatzschlüssel aufbewahrt wurden. Man berief die kundigsten Einbrecher unter den Roten, denen es mit ihren Werkzeugen gelang, den Verwahrungsraum aufzubrechen. Nun konnte man bis in die großen Gewölbe vordringen. Der Goldvorrat der Bank war freilich nicht mehr da. Er war schon während des Krieges ins Innere des Landes, nach Kuopio, in Sicherheit gebracht worden. Aber es fand sich noch ein ganz hübscher Vorrat von Kassenscheinen von Finnlands Bank vor: 160 Millionen Mark. Diese Summe und weitere 25 Millionen in den erreichbaren Zweigstellen der Staatsbank eignete man sich an. Doch sie reichten nicht lange. Man versuchte, von der Bevölkerung und den Privatbanken Geld zu erpressen. Man raubte die Wechselportefeuilles der letzteren und wollte die Beträge zwangsweise beitreiben. Ohne Erfolg. Die Rote Garde pochte aber auf ihre Gehälter. Man setzte also die Zetteldruckerei der Staatsbank in Gang und begann, Papiergeld zu fabrizieren. Und da der Bedarf rapide wuchs, schaffte man für diese Arbeitsstätte den überall eingeführten Achtstundentag ab und zwang die Arbeiter, täglich 12 Stunden für die rote Regierung Papiergeld zu drucken. Man war bis auf 77 288 000 Mark gekommen, als die Landung der Deutschen das Kommissariat zur schleunigen Flucht zwang und der Zettelfabrikation ein Ende bereitete. Als das Kommissariat seine Flucht antrat, sandte es 13 Millionen Mark nach dem Osten Finnlands und nahm selber noch den Rest des auftreibbaren Bargeldes im Betrag von 17 Millionen Mark mit.

Nicht nur die roten Truppen verschlangen Unsummen, auch die zahllosen neuen Beamten machten Anspruch auf ihre Gehälter. Sie taten allerdings nichts, schon aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht wußten, was in dem betreffenden Amt eigentlich zu tun war — so wurde zum Beispiel der Kassendiener, der den Verwahrungsort der Kassenschlüssel verriet, zum Direktor der Staatsbank ernannt —, aber sie drangen auf pünktliche Auszahlung der Gehälter.

Dies alles hatte neben dem lächerlichen Anstrich, den es trug, natürlich einen großen Schaden für das öffentliche wie für das private Leben der einzelnen im Gefolge. Aber es war doch harmlos im Vergleich zu dem sonstigen Treiben der Roten. Hier sei nur das erwähnt, was die weiße Bevölkerung schließlich als etwas Alltägliches über sich ergehen lassen mußte. Und die Andeutung genüge, daß dies nur die mildeste Form von Taten war, deren raffinierte Grausamkeit und Perversität die Hand sich sträubt niederzuschreiben.

Aus dem Provinzialgefängnis in Helsinki wurden Diebe und andere gemeine Verbrecher in Freiheit gesetzt und in die Listen der Roten Garde eingetragen. Die letztere entfaltete eine außerordentlich rege Tätigkeit gegenüber den bürgerlichen Klassen, als wäre sie eine Truppe in Feindesland. Alles, wonach einem gelüstete, — ein Hotel, ein Restaurant, ein Automobil, einen Eisenbahnzug, eine Beamtenwohnung — nahm man einfach weg. Man ernannte zu diesem Zweck einen besonderen „Kommissar für Beschlagnahmungen". Lebensmittel gehörten selbstverständlich der Roten Garde, auch wenn sie für Krankenhäuser bestimmt waren. Wertsachen, Geld, Kleider waren sehr beliebt. Sie verschwanden stets, wenn Mitglieder der Roten Garde die üblichen Waffensuchen in den Wohnungen der Bürgerlichen veranstalteten.

Aber die Roten waren nicht bloß Plünderer und Räuber. Sie waren vom Gift der Rache, des Hasses und der Zerstörungssucht verseuchte Fanatiker, und manchmal schien die Bereicherung nur ein willkommenes Nebengewerbe zu sein, während die Haupttriebfeder in dem Verlangen nach Vernichtung der verhaßten Bourgeois oder bloß in der Befriedigung des elementaren Blutdurstes lag. Es begann ein Ausrottungsfeldzug gegen die männliche Bevölkerung, die man im Verdacht hatte, antisozialistisch gesinnt zu sein. Mit Anklage, Untersuchung und Gericht gab man sich gewöhnlich nicht ab. Eine Denunziation galt als genügender Beweis. Der Direktor einer Handelsschule in Helsinki, Dr. Rosenquist, wurde erschossen, weil sein Stubenmädchen behauptet hatte, auf seinem Schreibtisch „gegenrevolutionäre" Papiere gesehen zu haben. Bei einem angesehenen Arzt, Dr. Schybergson, suchten die Roten eine Krankenschwester, die ihren Verdacht erregt hatte. Sie fanden sie nicht vor und entfernten sich. Unterwegs fiel ihnen ein sonderbarer Zug im Gesicht des Dr. Schybergson, der ihnen selbst die Tür geöffnet hatte, ein. Sie kehrten um, holten ihn heraus und erschossen ihn. In Kymmene wurden elf Personen, dar-

unter eine Frau und vier Arbeiter, erschossen, weil ihre Namen auf einer Liste verzeichnet waren, die man im Gemeindehause fand. Die Liste bezog sich auf Lebensmittelverteilung oder dergleichen, was in keinem Zusammenhang mit der Revolution stand. Am beliebtesten war die Praxis, daß man eine Haussuchung veranstaltete. Darauf wurden die männlichen Insassen der Wohnung verhaftet und abgeführt. Nach einigen Minuten konnten die Zurückgebliebenen Schüsse fallen hören. Sie eilten auf die Straße und holten die Leiche des von hinten erschossenen Vaters, Sohnes oder Bruders ins Haus. Oft erfolgte aber die Exekution in einem entfernten Stadtteil, draußen auf dem Eise oder im Walde, und die Angehörigen blieben lange in Ungewißheit über das Los der Abgeführten. Beschlossen wurden diese Hinrichtungen von jedem beliebigen Roten. Ein Mitglied der Miliz von Helsinki begegnete spät abends vier Rotgardisten, die einen Verhafteten auf das Eis des nördlichen Hafens hinauszuführen im Begriff waren. Er hielt sie an und fragte sie nach ihrem Vorhaben. „Er ist verurteilt", erwiderten die Rotgardisten. „Von wo kam der Befehl zur Hinrichtung?" „Er wurde mündlich aus einem vorüberfahrenden Auto gegeben." Da eine größere Menschenmenge sich um die Gruppe angesammelt hatte, sahen sich die Rotgardisten diesmal gezwungen, ihren „Verurteilten" statt direkt aufs Eis zu führen, beim nächsten roten Stab abzuliefern.

Mit der Zeit wurde der Blutdurst anspruchsvoller. Man ging zu Martern über. Man sperrte Menschen gruppen- oder massenweise ein und zündete das Haus an oder schleuderte Handgranaten unter sie. Mindestens ein Zehntel der Ermordeten waren Arbeiter und über ein Drittel „Landwirte", das heißt Bauern. Die genaue Anzahl der auf diese Weise Ermordeten kann nicht festgestellt werden. Man schätzt sie auf mindestens mehrere Tausend.

Damit sei dieses traurige Kapitel abgeschlossen. Es hat selbst unter den wildesten Roten einzelne gegeben, die später in Gefangenschaft ihre Reue über die von ihnen begangenen Schandtaten in erschütternden Bekenntnissen und Anklagen gegen die Verführer niedergelegt haben. „Auf Befehl", schreibt einer von ihnen, „und ohne Befehl haben wir unser Kampfgeschrei gegen die Ungerechtigkeit erhoben, aber wir selbst haben durch unsere gewissenlose Handlungsweise eine solche Ungerechtigkeit und einen solchen Wirrwarr hervorgerufen, daß die Geschichte keine entsetzlicheren und traurigeren Geschehnisse kennt, als die wir in dieser letzten Zeit begangen." Und weiter: „Laßt uns offen eingestehen, sowohl Hauptführer der Sozialisten wie deren gehorsame Knechte, daß es die Machtbegierde der obersten

Führer war, die diesen Bürgerkrieg hervorrief; ihre Geldgier und Raubsucht riß Zehntausende von Menschen mit, die blind den Befehlen einiger Männer, Tokoi, Eloranta, Haapalainen und anderer, folgten."

Widerstand gegen den Aufruhr

Als man Ende Januar jeden Augenblick erwartete, daß die Roten sich der Regierungsgewalt bemächtigen würden, galt es, die Mitglieder der gesetzlichen Regierung in Sicherheit zu bringen oder wenigstens ihr die Handlungsfreiheit zu bewahren. Doch wie sollte das geschehen? „Unsere Lage war die eines Kapitäns auf einem sinkenden Schiff", sagte Svinhufvud, „denn wir mußten bis zum letzten Augenblick auf unserem Platz ausharren."

In Helsinki waren sie einer sofortigen Verhaftung ausgesetzt. Fliehen wollten sie nicht. Sie beschlossen, daß drei Senatoren sich nach Vaasa in Pohjanmaa begeben sollten, das sich außerhalb der roten Herrschaft befand. Die übrigen sechs, unter ihnen Svinhufvud, blieben in Helsinki. Sie mußten sich freilich verborgen halten, aber formell übten sie nach wie vor die Regierungsgewalt aus, und das weiße Finnland fügte sich nur den Anordnungen dieser gesetzlichen Regierung.

Gleich am ersten Tage des Aufruhrs ernannte Svinhufvud Mannerheim zum Oberbefehlshaber der Schutzkorps. Der gesamten Beamtenschaft wurde verboten, in irgendeiner Weise den Befehlen der Roten Folge zu leisten. Die übrige weiße Bevölkerung unterwarf sich freiwillig ohne weiteres diesem Verbot. Ein Wohlfahrtsausschuß übernahm die Leitung des weißen Widerstandes. Die Roten hatten sich eingebildet, daß sie, sobald sie sich in den Besitz der tatsächlichen Gewalt und der Geldmittel des Staates gesetzt hätten, nur zu befehlen brauchten, um die Maschinerie der Staatsverwaltung und des öffentlichen Lebens weiterlaufen zu lassen. Jetzt stockte mit einem Schlage diese Maschinerie. Die Roten selber besaßen natürlich keine Kräfte, um auch nur einen Bruchteil derselben in Gang zu bringen.

Um diesen Generalstreik der Weißen zu finanzieren, wurde eine geheime Zentrale errichtet, die für den Lebensunterhalt der von Löhnen und Gehältern abhängigen Bevölkerung sorgte. Die Roten erfuhren natürlich von dem Vorhandensein dieser Unterstützungskassen und boten alles auf, um sich in deren Besitz zu setzen. Es gelang ihnen auch, den einen und anderen Kassierer des Ausschusses

ausfindig zu machen und zu verhaften. Aber die Organisation war so geschickt durchgeführt, daß ihnen wohl die Menschen, aber keine Geldmittel in die Hände fielen.

Auch einen militärischen Widerstand versuchte man zu organisieren. Es meldeten sich genug Freiwillige, aber keiner von ihnen besaß eine militärische Ausbildung. Man exerzierte also in verschlossenen Hinterräumen in Strümpfen und mit geflüsterten Kommandos und gab Instruktionsstunden mit Schachfiguren als Demonstrationsmaterial.

Die Schutzgarde in Helsinki hatte anfangs nur wenige Mitglieder und fast gar keine Waffen. Manche Kampfbegierige entschlossen sich, Helsinki zu verlassen, um sich Mannerheim zur Verfügung zu stellen. Sie wußten nicht, wie gefährlich das war. Diejenigen jungen Leute, die den tollkühnen Versuch machten, sich durch die roten Linien nach Nordfinnland durchzuschlagen, sind fast ohne Ausnahme durch Mörderhand umgekommen.

Leichter schien es anfangs, auf dem flachen Lande militärische Kräfte zu sammeln. Zwei größere Gruppen bildeten sich westlich und östlich von Helsinki. Sie waren nicht nur schlecht bewaffnet sondern auch in mangelhafter Weise ausgerüstet. Um dem Schlimmsten abzuhelfen, unternahmen vor allem junge Damen aus Helsinki häufig Ausflüge nach dem Kirchspiel Kirkkonummi und brachten im geheimen Waffen und warme Kleidungsstücke an die kleine Truppe. Da Pakete nicht mitgenommen werden konnten, ohne Gefahr zu laufen, sofort von den Roten beschlagnahmt zu werden, mußten die Damen die Kleidungsstücke selber anziehen. Manche soll es bis auf sechs wollene Sweater und andere intimere Kleidungsstücke übereinander gebracht haben. Die Kämpfe der westlichen Schutzkorps waren ebenso verzweifelt und erfolglos wie die der östlichen. Die westlichen Gruppen von fünfhundert Mann wurden nach hartnäckigem Widerstande von den Roten umzingelt. Um ihre Niedermetzelung zu verhindern, trat die schwedische Gesandtschaft in Helsinki vermittelnd ein und bewog die Weißen, sich zu ergeben. Sie übernahm zugleich die Gewähr dafür, daß den Internierten nichts geschah.

Eigensinniger war die östliche Gruppe. Trotz empfindlichen Verlusten wollte sie sich nicht ergeben. Sie mußte sich aber schließlich auflösen. Etwa 400 Mann unter der Führung eines Jägers weigerten sich jedoch auseinanderzugehen. Sie begaben sich in geschlossener Truppe in die Schären bis nach der Inselgruppe von Pellinki. Aber die Roten folgten ihnen auch hierher und griffen sie am 11. Februar mit 1500 Mann an. Unter blutigen Verlusten schlug die kleine Schar die Angreifer zurück. Doch auf die Dauer konnte sie sich draußen im Meer, von aller Welt ab-

geschnitten und fast ohne jegliche Munition, nicht halten. Auch das Pellinkikorps war deshalb gezwungen, sich aufzulösen. Friedlos irrten die jungen Leute wie gehetztes Wild in der grimmigen Winterkälte durch die Wälder. Mancher von ihnen suchte wieder die Hauptstadt auf geheimen Wegen zu erreichen. Die wenigen, denen das gelang, wurden aber fast ohne Ausnahme erbarmungslos niedergeschossen.

Doch nach kurzer Zeit begannen zerstreute Gruppen, sich wieder zu sammeln, und bald befanden sich etwa hundert Mann auf einer der äußersten Schärenklippen, Pirtti, wo sie bei der Bevölkerung Aufnahme fanden. Sofort stöberten die Roten sie auch in dieser Einöde auf. Die Truppe gab zur Antwort: „Mit den Roten unterhandeln wir nicht, noch ergeben wir uns. Wir kämpfen bis zum letzten Mann." Vor ihnen lag das endlose, eisbedeckte Meer. Ihr Blick suchte das ferne Land, über das sie auf weiten Umwegen zur weißen Front gelangen konnten. Ein fast aussichtsloses Unternehmen. Aber es mußte als letzter Versuch gewagt werden. Am 4. März begaben sich achtunddreißig Mann mit einer tapferen Krankenschwester über den Finnischen Meerbusen. Und sie kamen alle hinüber. Viele unter Aufbietung ihrer letzten Kräfte. Ein Erlebnis wie diese tagelange waghalsige Eiswanderung über das Meer gehört zu den zahlreichen Episoden dieses Krieges, von denen eine spätere Zeit kopfschüttelnd mit Staunen und mit Herzklopfen lesen wird. Dem Beispiel dieser Pirttibesatzung folgten zahlreiche andere Flüchtlinge, die von deutschen Fliegern durch herabgeworfene Zettel benachrichtigt worden waren, daß Reval deutsch war. Sie wählten einen leichteren und sicheren Weg: sie fuhren im Schlitten über die mitten im Finnischen Meerbusen gelegene Insel Suursaari nach Estland hinüber. In Reval wurden sie von den Deutschen aufgenommen und begleiteten diese dann bei ihrer Landung in Finnland.

Die größte Schwierigkeit, einen wirksamen Widerstand im besetzten Finnland zu organisieren, lag in dem Mangel an Waffen. Wohl gelang es dem Wohlfahrtsausschuß, während der roten Zeit für die Weißen in Helsinki im ganzen rund 1500 Gewehre nebst 250 000 Patronen, etwa 500 Revolver, ein paar hundert Handgranaten und 11 Maschinengewehre zu beschaffen. Aber die Waffen mußten nicht bloß gekauft, sie mußten auch von einem Ort zum anderen befördert und in sicherem Gewahrsam untergebracht werden. Und die Roten waren mißtrauisch und hatten ihre Späher und Angeber unter allen möglichen Maskierungen. Eine ganze Reihe von jungen Damen zeichnete sich auch bei diesen Unternehmungen durch eine hervorragende Kühnheit aus. Gewehrläufe und Bajonette wurden abgeschraubt und unter den Kleidern mit Schnüren an Rücken und Schenkeln befestigt. Solche Damen

mußten sich in den Straßen und besonders in den Eisenbahnzügen mit Vorsicht bewegen, um nicht im Gedränge mit etwaigen Roten zusammenzustoßen und den Grund ihrer Korpulenz zu verraten. Manchmal mußte man zu Listen greifen, die den Heroismus der Frau auf eine besonders harte Probe stellten. Ein Kinderwagen wurde zur Hälfte mit Handgranaten oder Sprengstoffen angefüllt. Während dann die Mutter den Wagen mit möglichst harmloser Miene zum nächsten Depot durch die Straße schob, thronte auf dünner Matratze über der ominösen Ladung in ahnungsloser Heiterkeit ihr Jüngstes.

Die geheime „Grube"

Eine wichtige Angelegenheit war der Nachrichtendienst. Ihn während der ganzen roten Zeit ermöglicht zu haben, war das Verdienst des Ingenieurs Bertil Osolin und zweier Telegraphisten, die mit unermüdlicher Erfindungsgabe und Kühnheit die Verbindungswege zustandebrachten und aufrechterhielten.

Wie war denn aber eine Nachrichtenvermittlung aus dem abgesperrten Teil Finnlands überhaupt möglich? Durch ein ebenso einfaches wie sinnreiches Verfahren. Schon kurz vor Ausbruch des Aufruhrs hatten weiße Telegraphisten unter den Eisenbahnern in einem Privathause gegenüber dem Bahnhof Helsinki eine private Telegraphenstation errichtet, die sie im geheimen mit den Telegraphenleitungen der Eisenbahn verbanden. Dieser Weg war im Anfang des Aufruhrs der einzige, der das weiße Finnland mit den Weißen im roten Finnland verband. Aber schon nach wenigen Tagen kam die Rote Garde dahinter und vernichtete die Verbindung. Man mußte neue Auswege ersinnen. Die beiden obengenannten weißen Telegraphisten fanden Rat. Sie ließen sich die Nachtwache auf den beiden Telegraphenstationen übertragen, die als Wege dienen konnten. Mit der größten Vorsicht tappten sie sich nun über verschiedene Nebenleitungen in den roten Provinzen weiter — überall bekamen sie zum Glück „weiße" Antworten —, und schließlich fanden sie einen Ort Pori (Björneborg), wo es hin und wieder gelungen war, eine nächtliche Verbindung mit Vaasa, also dem weißen Finnland, herzustellen.

Es war erreicht! Noch in derselben Nacht sprach Helsinki mit General Mannerheims Stab. Für den letzteren wurde diese Nachrichtenquelle nun von außerordentlicher Bedeutung, denn das geheime Nachrichtenbüro stand in ununterbrochener

Verbindung mit dem übrigen, von den Roten besetzten Finnland und unterrichtete Mannerheim laufend aufs genaueste über alles Wissenswerte hinsichtlich der Unternehmungen und Absichten der Roten. Dies konnte es in um so umfangreicherem Maß tun, als es ihm gelungen war, einen regelmäßigen Dienst einzurichten, dessen Aufgabe war, nicht nur die Telegramme, sondern auch die Ferngespräche der Roten abzufangen.

Am 12. März wurde diese Verbindung mit Mannerheim von den Roten entdeckt. Die innerhalb ihres Gebietes befindlichen schuldigen Weißen konnten sie nicht ausfindig machen, aber der Weg war nun gesperrt. Auf diese Möglichkeit waren jedoch die weißen Telegraphisten gefaßt gewesen, und als das Unglück mit der Vaasaverbindung geschah, waren sie bereits mitten in der Vorbereitung eines neuen Plans. Er baute sich auf der Annahme auf, daß die Deutschen in absehbarer Zeit bis Reval vorgedrungen sein mußten. Dorthin gab es mehrere Untersee-Kabelleitungen, die in Helsinki alle am Ufer des Brunnsparks aus dem Meere stiegen und von hier aus als Straßenleitungen zum Haupttelegraphenamt gingen. Wenn es gelang, eine dieser Linien abzukoppeln und zu einer Geheimstation zu leiten, war eine unkontrollierbare Verbindung mit Reval hergestellt. Ingenieur Osolin schickte also auf geheimen Wegen eine Mitteilung an die deutsche Heeresleitung, daß sie sofort, nachdem sie Reval eingenommen, dort das Kabel Nr. 254 in Ordnung bringen sollte, dessen Endpunkt dann in Helsinki sich in den Händen der Weißen befinden würde. Es galt also nun zunächst eine Geheimzelle ausfindig zu machen, in welche das Kabel Nr. 254 hingeleitet werden konnte. Natürlich kamen hierfür nur die Villen im Brunnspark in Frage. Nach langem Suchen fand man endlich, was man brauchte. In einem mit besonderem Eingang versehenen Zimmer, das der Sohn des (weißen) Hausbesitzers bewohnte, befand sich eine ungewöhnlich geräumige Garderobe, die man in ein geheimes Telegraphenbüro verwandelte, indem man durch einen Bretterverschlag eine ganze flache Garderobe unmittelbar vor die Tür baute. Ein Unkundiger konnte kaum auf den Gedanken kommen, daß sich dahinter noch ein mit Tisch, Stuhl und Apparaten ausgefüllter Raum befand.

So weit waren die Herren in ihren Vorbereitungen gekommen, als die Verbindung über Pori von den Roten entdeckt wurde. Nun galt es, rasch zu handeln. Am folgenden Vormittag begaben sich die drei — zum Teil als russische Telegraphisten uniformiert — mit ihren Werkzeugen und Leitern an die Stelle, wo das Kabel Nr. 254 aus dem Meere emportauchte und die Leitungspfosten am Lande erreichte. Mitten unter Spaziergängern und vorbeipatrouillierenden roten Wacht-

posten arbeiteten sie nun sechs Stunden lang, um das richtige Kabel von seinem Pfosten zu befreien und mit einer unterirdischen Leitung zu verbinden, die in ihre geheime „Grube“ führte. Alles ging glatt vonstatten. Die nächste Aufgabe war. mit den bereits in Reval befindlichen Deutschen in Verbindung zu kommen.

Und da geschah es, daß das ganze Unternehmen durch einen unglücklichen Zufall beinahe gescheitert wäre. Im Haupttelegraphenamt hatte man nämlich, seitdem man wußte, daß die Deutschen in Reval waren, den Kabelanschlüssen mit Reval ein ganz besonderes Interesse gewidmet. Immer wieder machte sich irgendein russischer Telegraphist den Spaß, durch Einschieben des Stöpsels die Verbindung mit Reval herzustellen, „um zu sehen, ob Reval antwortete“. Aber man stieß immer nur auf „Erdkontakt“. Damit die „Grube“ unkontrolliert geheime Gespräche führen konnte, mußte stets einer der Gehilfen Osolins sich auf dem Haupttelegraphenamt aufhalten, um aufzupassen, daß die russischen Telegraphisten nicht ihre Neugierde gerade zu einer Zeit zu befriedigen suchten, wo Osolin mit Weißen sprach oder mit den Verbindungswegen nach Reval experimentierte. Aber eines Tages mußte dieser Kontrollant gerade zu einer solchen Zeit sich für einige Augenblicke aus dem Zimmer entfernen. Ein „Russe“ klopfte wieder mal aus Neugierde bei Reval an — und siehe da, Reval antwortete! Großer Tumult im ganzen Haupttelegraphenamt. Richtig, es wurde sogar ein Gespräch geführt! Glücklicherweise hatten jedoch die in diesem Augenblick tatsächlich in der „Grube“ arbeitenden beiden anderen Herren rechtzeitig bemerkt, daß sie kontrolliert wurden. Die etwaigen Folgen waren leicht zu ermessen: sofortige Durchsuchung sämtlicher Kabelleitungen und Entdeckung der geheimen Verbindung in ihrer „Grube“. Aber sie verloren nicht die Geistesgegenwart. Als wenn nichts geschehen wäre, telegraphierten sie ruhig weiter, und zwar in deutscher Sprache: „Wenn der Hauptmann nach Libau kommt, führt ihn sofort nach Etappe 154, dann geht's morgen los nach Osten, um den Plan auszuführen . . . Wer da? . . . Ist Regulus in Libau da? . . . Hier Major Blix, Reval . . . Wer da? Wer da? . . .Etwas zögernd kam aus dem Haupttelegraphenamt die Antwort: „Nicht Libau hier. Hier Helsinki!“ Zornig kam es darauf aus der „Grube“: „Hol' dich der Teufel! Hol' dich der Teufel! Hol' dich der Teufel!“ und plötzlich war die Verbindung abgebrochen und wies wieder auf Erdkontakt. Die Beamten im Haupttelegraphenamt standen in atemloser Verblüffung da. Sie waren fest überzeugt, ein verirrtes deutsches Militärgespräch zwischen Libau und Reval aufgefangen zu haben, und starrten nun enttäuscht auf den „Erdkontakt“, der ihnen die Fortsetzung unterschlug.

Die „Grube“ war aber damit gerettet, denn natürlich dachte nun kein Mensch an eine Untersuchung. Im Haupttelegraphenamt bemühte man sich vergebens, den schimpfenden Major Blix wieder aufzufinden. Aber auch die weiteren Versuche der „Grube“, mit Reval in Verbindung zu kommen, blieben erfolglos.

Ingenieur Osolins zähe Energie ließ ihn jedoch nicht ruhen. Er beschloß, nun selbst nach Reval hinüberzugehen. In abenteuerlicher Fahrt über das Eis des Finnischen Meerbusens gelang es ihm, sich dorthin durchzuschlagen. Hier brachte er sofort die Verbindung mit dem Kabel Nr. 254 in Ordnung. Und von nun an gingen alle Mitteilungen zwischen den Weißen im roten Finnland und der deutschen Heeresleitung mit tadelloser Regelmäßigkeit durch die „Grube“ im Brunnspark von Helsinki.

Zu den Obliegenheiten des Nachrichtenbüros gehörte auch die Herausgabe einer geheimen Zeitung: „Fria Ord“. Sie unterrichtete regelmäßig über die augenblickliche Lage in Finnland wie auf den Weltkriegsschauplätzen mit einer erstaunlichen Zuverlässigkeit und Vollständigkeit. Dies Wunder begriffen nur die wenigen, denen es bekannt war, daß die Funkentelegramme der deutschen Heeresleitung an Bord eines russischen Kriegsschiffes im Hafen von Helsinki aufgefangen und von hier nach allerhand Abenteuern jeden Nachmittag um drei Uhr von einer hiermit betrauten Person der Schriftleitung des Blattes übermittelt wurden.

Die Jagd auf Svinhufvud

Doch zahlreichen weißen Kräften im roten Finnland war jegliche Möglichkeit genommen, sich in aktiver Weise an den Vorbereitungen zur Befreiung zu beteiligen. Dazu gehörten nicht nur diejenigen, die in den Gefängnissen der Roten alle Qualen ihres ungewissen Loses erduldeten, sondern auch die große Menge der von den Roten Verfolgten und Gejagten. Sie mußten sich verborgen halten, Gestalt und Aussehen verändern, den Aufenthalt fortwährend wechseln oder — wie einige es taten — sich als Schwerkranke in ein Krankenhaus aufnehmen lassen und lange Wochen im Bett zubringen. Alle Gesellschaftsklassen waren dieser Verfolgungswut ausgesetzt: Arbeiter, Bauern, Fischer, Seeleute und Handwerker ebensosehr wie Beamte und Landtagsabgeordnete, die in irgendeiner Weise sich politisch betätigt oder den Verdacht der Roten auf sich gelenkt hatten. Am eifrigsten gesucht waren

sämtliche Mitglieder der Regierung. Nur dank unermüdlichen Listen gelang es ihnen, sich den Verfolgungen zu entziehen.

Das am eifrigsten gesuchte Wild bildete natürlich für die Roten der Mann, auf dessen starken und breiten Schultern der Zusammenhalt, die Sicherheit und die Zukunft des freien und unabhängigen Finnlands ruhte: P. E. Svinhufvud. Schon in der ersten Aufruhrnacht erschienen die Roten in seiner Wohnung, um ihn zu verhaften. Sie durchsuchten sein Zimmer und beschlagnahmten sämtliche Papiere, deren sie habhaft werden konnten. Er war noch bis in den Abend hinein zu Hause geblieben, dann hatte man ihn bewogen, sich in Sicherheit zu bringen. Es begann nun für ihn ein wochenlanges, mühseliges und aufreibendes Versteckspielen. Eine befreundete Familie nach der anderen nahm ihn für eine, zwei oder mehrere Nächte bei sich auf, bis man Verdacht schöpfte, daß die Roten seinen Aufenthalt aufgespürt hatten. Manchmal mußte er mitten aus dem Schlaf, halbbekleidet, durch den hinteren Ausgang aus einem Stockwerk in ein anderes flüchten, weil die Roten schon die Vordertreppe heraufdrangen. Es gab Augenblicke, wo alles verloren schien, zumal er selber nie die Ruhe verlor sondern das Feld erst räumte, wenn die Roten ihm unmittelbar auf den Fersen waren. Diesen Mann in Sicherheit zu bringen, war eine der Hauptsorgen der aktiven Weißen in Helsinki. Aber auch ihn selber drängte es, hinauszukommen aus der unerträglichen Untätigkeit, um durch persönliches Eingreifen dem vor dem Untergang stehenden Vaterlande Hilfe und Rettung zu holen. Bald bot sich eine Gelegenheit dar: ein Flieger sollte aufsteigen. Er ließ Svinhufvud unter der Hand mitteilen, er sei bereit, den Regierungschef nach dem weißen Finnland hinüberzubringen. Svinhufvud ließ sich das nicht zweimal sagen; zur festgesetzten Stunde war er auf dem Flugplatz, durch die Künste eines Barbiers unkenntlich gemacht, und in Gegenwart zahlreicher roter Zuschauer erhob man sich in die Luft. Aber kaum war man auf dreihundert Meter Höhe gelangt, als der Motor versagte. Im Gleitflug mußte man zum Ausgangspunkt zurückkehren. Ein neuer Versuch war nicht mehr möglich. Es vergingen Wochen ungeduldigen Wartens.

Da erfuhr eines Tages Svinhufvud von einem abenteuerlichen Plan, den einige junge Aktivisten gefaßt hatten, um sich den Polypenarmen des roten Ungeheuers zu entziehen. Im Hafen von Helsinki lag unter anderem einer der prächtigen Eisbrecher des finnischen Staates, „Tarmo", der hin und wieder mit verschiedenen Aufträgen der Roten in See gehen mußte. Dieser Umstand brachte die jungen Leute auf den Gedanken, unter irgendeinem Vorwand sich am Vorabend einer solchen Expedition an Bord zu schleichen, dann auf offener See die Mannschaft zu über-

wältigen und sich in den Besitz des Dampfers zu setzen. Der Plan war waghalsig. Der Kommandant des Schiffes war ein Russe. Ihn hoffte man mit einer runden Summe Geldes erkaufen zu können. Der Lotsenkapitän war eine Finne, und seinen politischen Standpunkt kannte man nicht. Von der Besatzung waren zwölf Mann russische Soldaten, vierzig finnische Seeleute, ohne Zweifel lauter Rote.

Die Verschworenen konnten selbstverständlich nur in beschränkter Zahl daran denken, an Bord zu gelangen. Aber die Idee schien zu verlockend, und sie faßte Fuß in der Phantasie der jungen Leute. Man brauche nur mit der nötigen Umsicht vorzugehen, meinten sie, und sich für alle Möglichkeiten vorzubereiten. Es gelang auszukundschaften, daß von der Besatzung zwei Mann, der zweite Steuermann und der erste Taucher, nicht zu den Roten gehörten. Außerdem konnte einer der Verschwörer statt eines der Roten, der erkrankt war, angemustert werden. Mit dem russischen Kommandanten war das Geschäft bald abgeschlossen: Für 50.000 Mark versprach er, sich passiv zu verhalten. Auch des finnischen Lotsen gelang es, sich zu versichern. Die Hauptsache war, daß die acht Mann, die die Überrumpelung ausführen sollten, wenigstens mit Pistolen bewaffnet waren.

Dann wurden Svinhufvud und ein anderes Regierungsmitglied, Senator Jalmari Castrén, von dem Plan verständigt; sie erklärten sich beide sofort bereit, an dem Unternehmen teilzunehmen. Ende Februar war man endlich soweit, daß man eine Generalprobe versuchen konnte. Sie ergab, daß es nicht allzu schwierig war, sich im Dunkel der Nacht unbemerkt an Bord zu schleichen. Trotzdem mußte zweimal die Ausführung des Planes noch vor der Abfahrt aufgegeben werden, da man im letzten Augenblick von der Nachricht überrascht wurde, daß der „Tarmo" sich auf eine Expedition begab, bei welcher jegliche Überrumpelung ausgeschlossen war. Das drittemal war endlich ein willkommenes Ziel in Aussicht genommen: ein Leuchtturm in der Nähe der estnischen Küste. In der Nacht auf den 3. März schlichen sich die acht Männer einzeln an Bord und verbargen sich dort mit Hilfe der Mitverschworenen. Früh am nächsten Morgen kamen die beiden Senatoren mit gefälschten Legitimationen als russische Ingenieure verkleidet und wurden anstandslos von der russischen Matrosenwache an Bord gelassen. Um 8 Uhr ging der Eisbrecher in See. Noch immer hockten die Verschworenen in ihren unbequemen Verstecken. Die Stunden schienen ihnen eine Ewigkeit. Endlich, um halb zwei, als die Russen beim Essen saßen, kam der Befehl zum Handeln. Im Nu waren die Antennen der Funkentelegraphie abgeschnitten. Mit erhobenen Revolvern betraten die Verschworenen den Speisesaal und riefen: „Hände hoch!" Die verdutzten Russen wuß-

7 8/25

ten nicht, als sie die fremden Männer vor sich sahen, wie ihnen geschah, und ließen sich ohne weiteres in die Werkzeugkammer einsperren. Der Kommandant bat, daß man ihn, um den Schein zu wahren, in seine Kabine einschlösse. Nun wurde die finnische Besatzung unter Drohung sofortiger Erschießung bei Nichtgehorsam hinauf auf Deck befohlen. Matrosen, Heizer, Maschinisten sahen in sprachloser Verblüffung acht Revolver gegen sich gerichtet und hörten einen Befehl verlesen, laut welchem der Eisbrecher „Tarmo" für Eigentum des finnischen Staates erklärt und an Bord der Kriegszustand proklamiert wurde. Sie fügten sich ohne Widerrede. Nun wurde die russische Flagge herabgeholt, und das Löwenbanner ging unter brausendem Hurra an Topp. Darauf wurde das ganze Schiff genau durchsucht, sämtliche vorhandenen Waffen wurden beiseitegeschafft und Wachen aufgestellt. Das Wagnis war restlos und ohne jedes Opfer gelungen, das herrliche Schiff für die Weißen erobert und die beiden Senatoren in die Freiheit gerettet! Das geschah im letzten Augenblick, denn nun erst erfuhr man, daß die „Tarmo" am folgenden Morgen der Militärleitung der finnischen Roten übergeben werden sollte. Ein Handstreich wie dieser wäre dann undenkbar gewesen. Um halb 4 Uhr nachmittags lief die „Tarmo" zum Erstaunen der Deutschen unter finnischer Flagge im Hafen von Reval ein.

Die Tat der acht jungen Finnen war eins jener kecken Heldenstückchen, von denen der kurze finnische Freiheitskrieg so manche aufzuweisen hat. Sie war mehr als ein bloßes Bravourstück, sie wurde von außerordentlicher Bedeutung für die Kriegführung gegen die Roten. Nur dadurch, daß die „Tarmo" und bald darauf auch ein anderer in ganz ähnlicher Weise von weißen Finnen gekaperter Eisbrecher den Deutschen zur Verfügung gestellt wurden, konnte die Landung der Expedition Brandenstein bei Loviisa, östlich von Helsinki, möglich werden. Und nur dank dieser Landung gelang es, dem Hauptheer der Roten den rettenden Rückzug nach Rußland unmöglich zu machen.

Svinhufvud in Berlin

Die Deutschen in Reval wollten erst gar nicht glauben, daß die Kaperung des Eisbrechers nicht ein Märchen sondern Wirklichkeit war. Erst nach genauer Untersuchung der Angelegenheit wurden Svinhufvud und Castrén dem Stadtkommandanten, General von Seckendorff, vorgestellt und erhielten die Erlaubnis, nach Berlin zu reisen.

Nach einer mühevollen und nicht ganz ungefährlichen Reise durch die vom Kriege verheerten baltischen Lande trafen die beiden finnischen Regierungsmitglieder am 10. März 1918 in Berlin ein. Es dauerte einige Tage, bis sie mit den vorgeschriebenen Bezugsscheinen ihre mangelhafte Garderobe so weit vervollständigt hatten, daß sie sich auch in Gesellschaft zeigen konnten. Im großen Geschäft von Herzog war kein einziges Hemd aufzutreiben, das für Svinhufvuds mächtige Schultern breit genug war. Er aber nahm die Sache ruhig und erklärte:

„Ich schneide unten ein Stück ab, mache oben zwischen den Schultern einen Einschnitt und setze einen Keil ein." Und als ein Begleiter ihm vorschlug, das durch eine Hotelangestellte machen zu lassen, meinte Svinhufvud: „Das kann ich gut selber machen, das bin ich von Sibirien her gewohnt."

Die Berliner Zeitungen brachten sofort ausführliche Berichte über das Abenteuer der beiden Finnen. Von Svinhufvud gab ein Blatt folgende Schilderung:

„Eine schwere, massige Gestalt von bärenhaften Bewegungen, ganz gesammelte Kraft, ein scharf geschnittener Kopf, dessen Züge eine unbeugsame Energie ausstrahlen, mit Klugheit und jovialem Humor gepaart, die Gesamterscheinung strotzend von Gesundheit und Mut, in allem der ausgeprägte Typus eines alten Seebären, gewohnt, mit kräftiger Faust das Steuer zu packen und sein Fahrzeug durch alle Stürme sicher ans Ziel zu bringen. Die Finnen haben gewußt, wen sie sich zum Führer kürten."

Am 12. März kam Hindenburg nach Berlin, und die beiden großen Männer trafen sich zu einer Besprechung, an der auch General Rüdiger Graf von der Goltz, der für den finnischen Befreiungskampf energisch tätige Sektionschef im Großen Generalstab Hauptmann Ernst von Hülsen, General von Bartenwerffer und andere Herren teilnahmen.

Auch die führenden deutschen Staatsmänner suchte Svinhufvud in Berlin auf. Der Reichskanzler Graf von Hertling starrte verblüfft, fast erschrocken darein, als die gewaltige Gestalt Svinhufvuds vor ihm stand. Aus der Unterredung, die sich vor allem um die politische Stellung und den Freiheitskampf Finnlands drehte, erhielten die Finnen die Auffassung, daß die geplante deutsche Finnlandexpedition ganz und gar Angelegenheit des Heeres sei.

Die Geschäftswelt witterte ein gewinnbringendes Ausbeutungsobjekt in den finnischen Wäldern und Stromschnellen. Die beiden finnischen Herren wurden von Ballin und Stinnes zu einem Frühstück eingeladen. Stinnes schlug eine Umänderung der weitspurigen finnischen Bahnen in normalspurige vor. Die Finnen sollten ihre

7*

Lokomotiven und Wagen an Rußland verkaufen und von Deutschland neue kaufen. Ballin und Stinnes wollten auch unbedingt eine deutsch-finnische Handelsgesellschaft gründen, die den gesamten finnischen Handel in die Hand nehmen sollte. Die Finnen lehnten das Angebot unter Hinweis darauf ab, daß man sich ja noch im Krieg befinde.

Sogar die Sozialdemokraten interessierten sich für den finnischen Staatspräsidenten, und der Reichstagsabgeordnete Südekum lud die beiden Herren ins Reichstagsgebäude ein, wo sie um genaue Auskunft über die Ereignisse in Finnland gebeten wurden. Der deutsch-finnische Handelsvertrag stand auf der Tagesordnung, und zugleich sollte der Reichstag fünfzehn Milliarden für allgemeine Kriegskosten bewilligen.

Die finnischen Sozialdemokraten hatten ihren deutschen Parteigenossen vollkommen falsche Angaben über die Ereignisse in Finnland zukommen lassen, und die deutschen Sozialdemokraten wollten deshalb die Regierung im Reichstag wegen ihrer aktiven Finnlandpolitik angreifen.

Svinhufvud berichtete also darüber, was in Finnland geschah, als ihn der Jude David unterbrach. Hier handle es sich gar nicht um einen Freiheitskrieg, erklärte er, sondern um einen Bürgerkrieg, und die Arbeiter hätten sich nur erhoben, um eine Verbesserung ihrer schlechten Lebensbedingungen zu erlangen.

Verärgert erwiderte Svinhufvud, in Südfinnland herrsche eine Räuberregierung, und die Russen seien an dem Kriege schuld. Er legte sehr genau den Gang der Ereignisse in Finnland dar. Da David ihm trotzdem widersprach und es zu einem heftigen Wortwechsel zwischen ihm und Svinhufvud kam, beschlossen die beiden finnischen Herren, ihre Reise nach Stockholm aufzuschieben, um ein Promemoria über die Angelegenheit aufzusetzen. Dies Schriftstück überreichten sie am folgenden Tage dem Hauptausschuß im Reichstage. Trotzdem drohten die beiden Juden Haase und David, sich unter Berufung auf die Kosten, die eine Hilfsexpedition nach Finnland verursachen würde, der Bewilligung der verlangten allgemeinen Kriegskosten zu widersetzen. Darauf teilte der finnische Gesandte schriftlich dem Kriegsministerium in Berlin mit, daß Finnland für die durch die Hilfsexpedition verursachten Kosten einstehen würde. Damit waren den Sozialdemokraten die Waffen aus den Händen geschlagen.

Im Jahre 1920 erlegte Finnland an Deutschland rund achtzehneinhalb Millionen Finnmark für die deutsche Hilfsexpedition.

In der letzten Märzwoche konnten Svinhufvud und Castrén über Stockholm und den langen Umweg um das Bottnische Meer nach Finnland zurückkehren, wo sie in tiefer Nacht in Vaasa eintrafen und von einer unübersehbaren Menschenmenge jubelnd empfangen wurden.

Nordfinnland wird befreit

Als die Verhältnisse im Januar 1918 sich so zuzuspitzen begannen, daß ein blutiger Zusammenstoß immer unvermeidlicher erschien, da warteten die Männer in Pohjanmaa nicht erst den Angriff der Roten ab sondern kamen ihm zuvor. Schon die Monate vorher, wo die russische Soldateska in Stadt und Land mit Raub und Plünderung die Bevölkerung in Atem gehalten hatte, mußten die weißen Führer alle ihre Autorität aufbieten, um die vor Erbitterung und Haß schäumenden Männer vor allzu frühem Losschlagen zurückzuhalten. Jetzt, wo sie ihnen die Hände freigaben, erhob sich mit einem Schlage der ganze Landesteil. Ohne Unterschied des Alters und des Standes zog ein jeder gegen die Russen aus, der siebzigjährige Greis neben dem vierzehnjährigen Knaben. Ein kleines Epos des finnischen Dichters V. A. Koskenniemi „Der junge Anssi" und die Erzählung „Onni Kokko" des schwedisch schreibenden Finnen Jarl Hemmer geben ein anschauliches Bild dieser Volkserhebung gegen den Erbfeind, das heißt den Russen. Denn nicht gegen ein einheimisches rotes Regiment erhob sich ursprünglich das nördliche Finnland sondern gegen den alten Unterdrücker Rußland. Der Grund war einfach, es gab dort oben, abgesehen von einzelnen Städten, kaum ein einheimisches rotes Regiment. Wohl gab es aber eine Unzahl kleinerer und größerer Besatzungen und Gruppen von russischen Wachtposten und Mannschaften, die in Städten, Dörfern und Gehöften ein Regiment führten, das oft zu wüsten und blutigen Zusammenstößen führte. Über dieses fremde Gesindel ergoß sich die unerbittliche Flut des nördlichen Finnland. Was sich dort an einheimischen Bolschewisten mit den fremden Eindringlingen verbündete, mußte deren Schicksal teilen.

Schon zwei Tage, ehe der bolschewistische Aufruhr in Helsinki zum Ausbruch kam, flogen in Pohjanmaa die Boten von Ort zu Ort und riefen die Männer zum Kampf. Am 27. Januar wurden die ersten Russen ohne Kampf entwaffnet. In der folgenden Nacht begann der Krieg. Der erste große Schlag war natürlich die Be-

setzung der Haupt- und Residenzstadt Vaasa, wo 1500 Russen gefangengenommen und reichliche Vorräte an Kriegsmaterial erbeutet wurden. Nun fiel eine Stadt, ein Dorf, ein Ort nach dem anderen den Weißen in die Hände. In den meisten Fällen war der Sieg leicht. Zum Kriegführen hatten die Russen keine Lust mehr. Unter einer friedlichen Bevölkerung hatten sie nach Herzenslust geplündert und gehaust. Jetzt, wo es ernst wurde, bekamen sie es mit der Angst zu tun. Bereitwillig übergaben sie Waffen und Vorräte, wenn man ihnen freies Geleit nach Rußland zusicherte. Aber an einzelnen Orten, wo das rote Finnland bereits seine Wespennester angelegt und die russische Soldateska mit sich verbündet hatte, gab es schwere und blutige Kämpfe. Am heißesten in der größten Stadt des hohen Nordens, Oulu. Am 3. Februar fiel sie in die Hände der Weißen. Es folgten andere Städte, wo die Russen, von roten Finnen aufgereizt, noch einen Versuch machten, sich zu behaupten. Von außerordentlicher Bedeutung war die Eroberung der Residenzstadt Kuopio in der Binnenprovinz Savo, wohin der Goldvorrat der Staatsbank in Sicherheit gebracht worden war. Es gelang, ihn rechtzeitig vor den Roten zu retten. Noch vor Mitte Februar war ganz Nord- und Mittelfinnland im Besitz der Schutzgarden und der Bauern der Weißen.

Es ging von ihnen eine unwiderstehliche Flamme vaterländischer Begeisterung aus, die alles niederschlug, was sich ihr in den Weg stellte. Sie waren militärisch fast durchweg vollkommen ungeschult, zum großen Teil nur mit Jagdflinten und alten Revolvern bewaffnet, in einer Ausrüstung, die teils den Mann vom Pfluge oder der Arbeitsstätte oder auch den Durchschnittsstädter mit Kragen, Manschetten und Galoschen, wenn nicht gar den Sonntagsspaziergänger, erkennen ließ. Aber sie gingen, ohne mit der Wimper zu zucken, ins Feuer, sie liefen mit bloßer, kalter Waffe gegen Maschinengewehre an und stürmten Batterien mit Handgranaten.

Und wie diese Männer war die ganze Bevölkerung. Alles drängte sich heran, mit Hand anzulegen bei dem großen, heiligen Befreiungswerk. Weiber und Mädchen aus den Bauernhöfen kamen in langen Reihen mit ihren vollbeladenen Fuhren mit Korn und Wurzelfrüchten und Fleisch, mit Butter und Milch und Käse, mit Heu und Hafer, die sie kostenlos der Intendantur zur Verfügung stellten. Die Städterinnen taten sich zusammen und errichteten Küchen, Bäckereien, Wäschereien und Sanitätsabteilungen; sie nähten, strickten und sammelten Wäsche und Bekleidungsstücke. Es war tatsächlich ein Volkskrieg, ein Volkssturm, der mit elementarer Macht dahinfegte und in kaum zehn Tagen den größten Teil Finnlands, wo die bolschewistische Herrschaft noch keine großen und festen Bollwerke errichtet hatte,

von ihr säuberte. So entstand eine vom Westen nördlich vom Städtchen Pori nach Osten bis zum See Laatokka verlaufende Trennungslinie zwischen dem roten und dem weißen Finnland, die freilich die militärische Bezeichnung Front noch lange Zeit hindurch nicht verdiente, da sie nur aus schwachen Wachtposten an einzelnen Wegkreuzungen bestand, die aber gleich einem dünnen Vorhang die beiden Schaubühnen voneinander trennte, auf denen sich das blutige Drama der nächsten Wochen und Monate vorbereitete.

Die Regierung erließ einen Befehl, daß alle Männer zwischen 21 und 40 Jahren sich zum Kriegsdienst melden sollten. Denn nicht nur vorn in der Feuerlinie brauchte man Männer, auch die Etappe, auch die Gefangenenbewachung verlangte Mannschaften. Und die Front allein, die es zu halten galt, war so lang, daß selbst die Zahl sämtlicher ungeübten Männer nicht genügt hätte, um sie auf die Dauer zu halten. Am empfindlichsten war in Mannerheims Bauernheer der Mangel an Offizieren. Wohl stellten sich verwegene junge Militärs aus dem schwedischen Heer freiwillig in seinen Dienst, aber sie konnten bei weitem die Lücken nicht ausfüllen.

Svinhufvud hatte schon Anfang Februar Schweden um militärische Hilfe gebeten, um dem empfindlichen Mangel an Offizieren abzuhelfen. Es kam eine kategorisch ablehnende Antwort. Nicht einmal Waffen durften durch Schweden befördert werden. Sogar die Heimsendung von etwa fünfzig gefährlich lungenkranken Jägern durch Schweden wurde verboten.

Nun wurde der Ruf nach den finnischen Jägern immer dringender. Über tausend Offiziere und Unteroffiziere konnten sie dem ungeschulten finnischen Bauernheere zur Verfügung stellen. Endlich, am 15. Februar 1918, durften sie aus Danzig ihre Heimfahrt antreten.

Zehn Tage später betraten sie nach einer gefahrvollen Fahrt durch die Minen- und Eisfelder der Ostsee und des Bottnischen Meeres den heimatlichen Boden Finnlands. Ein seltsames Schicksal wollte es, daß dies an demselben Tage (dem 25. Februar) geschah, wo genau vor drei Jahren die ersten finnischen Jünglinge im Lockstedter Lager ihren Einzug gehalten hatten.

Ihr Erscheinen in Vaasa versetzte den ganzen Landesteil in helle Aufregung und Begeisterung. Und wer könnte ihre eigenen Empfindungen beschreiben? War nicht nun ein Traum, so phantastisch kühn wie keiner, in Erfüllung gegangen? Welche Warnungen anderer, welche Zweifel in der eigenen Brust hatten sie bekämpfen, welche Proben an Geduld und Selbstüberwindung ablegen, welche

Strapazen an Hunger und Frost, auf Fahrten und Märschen erdulden, welche Kämpfe im Schützengraben, im Patrouillengang und im Angriff ausfechten müssen, um diesen einen großen, schönsten Augenblick ihres Lebens zu erleben! Wie berauschend klang jetzt der „Jägermarsch" in tausendstimmigem Gesang, als ihr Schiff sich durch die Eisrinne langsam in den Hafen arbeitete.

Mit warmen, zu Herzen gehenden Worten begrüßte Mannerheim die Heimkehrenden:

„Ich heiße euch, Jäger, willkommen im Vaterland. In einer Zeit, da des Vaterlands Geschick am dunkelsten schien, glaubtet ihr, die ihr jung wart, an seine Zukunft. Ihr opfertet euer Heim, euer Glück, alles, um unserem unglücklichen Land eine bessere Zukunft aufbauen zu können. Und euer Stern hat euch nicht in die Irre geführt. Das Vaterland begrüßt in euch die besten seiner Söhne, Finnlands junges, künftiges Heer sieht in euch seine Lehrer und künftigen Führer. Nun harret euer die große, aber ehrenvolle Aufgabe, über ganz Finnland ein Heer zu schaffen, das Finnland befreien und aus unserem Lande ein großes und mächtiges Reich schaffen soll. Seid willkommen in unserem Kreise. Die Jäger sollen leben!" Nun kam neuer Schwung in das finnische Bauernheer daheim. Die militärischen Übungen setzten scharf ein. Es war, als wenn einem schweren Körper das Rückgrat erstarkte und sich streckte. Unter der Leitung der gewandten und erfahrenen jungen Lehrmeister begann die finnische Bauernfaust die derben Finger zu spreizen. Die Front stählte sich. Nun konnte Mannerheim seinen Kampf beginnen.

Die Deutschen kommen!

Als die finnische Regierung sich entschloß, Deutschland um militärische Hilfe zu bitten, hatte inzwischen der Gesandte Finnlands in Berlin, Edvard Hjelt, aus eigenem Antrieb und auf eigene Verantwortung ein schweres Stück Arbeit in dieser Richtung vollbracht. Seine Verhandlungen mit den zuständigen deutschen Stellen wurden durch die gleichzeitig verlaufenden Waffenstillstands- und Friedensunterhandlungen in Brest-Litowsk empfindlich beeinträchtigt und manchmal ganz in Frage gestellt. Am 28. Februar 1918 fand endlich die entscheidende Besprechung im Hauptquartier in Kreuznach statt, wo Hjelt die Mitteilung gemacht wurde, daß die Oberste Heeresleitung sich für die Expedition nach Finnland entschlossen hatte.

Die finnische Regierung sandte aus Vaasa ein Danktelegramm an die deutsche Regierung für die in Aussicht gestellte militärische Hilfe. Mannerheim seinerseits drahtete Anfang März an General Ludendorff: „Im Namen der finnischen Armee und des finnischen Bauernheeres bitte ich Ew. Exzellenz, dem Kaiser unsere tiefe Dankbarkeit für die uns gesandte Unterstützung zu übermitteln, ohne die wir jetzt nicht fest und siegreich in Finnlands Freiheitskampf bestehen könnten.“ Damit die Hilfe, die das deutsche Expeditionskorps Finnland bringen sollte, möglichst wirksam würde, schlug er zugleich vor, daß die deutschen Truppen von dem Augenblick an, wo sie finnischen Boden betraten, unter finnischen Oberbefehl gestellt würden und daß der Befehlshaber der deutschen Expedition in einer an das finnische Volk gerichteten Proklamation erklärte, die deutschen Truppen seien nicht nach Finnland gekommen, um sich in die inneren Kämpfe des finnischen Volkes einzumischen sondern um Finnland in seinem Kampf gegen die in das Land eigenmächtig eingedrungenen fremden Mörderbanden zu helfen. „Unter den oben angeführten Verhältnissen“, schloß er sein Telegramm, „halte ich mich im Namen der finnischen Armee berechtigt, die siegreichen, tapferen deutschen Truppen zu begrüßen und ihnen den warmen Dank des finnischen Volkes für die Unterstützung in unserem Freiheitskampf auszusprechen.“

Am 20. März bat er sogar, da die Absendung der deutschen Truppen sich infolge unvorhergesehener Umstände in die Länge zog, telegraphisch um Beschleunigung der deutschen Hilfsexpedition und bezeichnete eine Verzögerung als verhängnisvoll.

Schon vorher war eine vorbereitende Aktion des deutschen Hilfsunternehmens ins Werk gesetzt worden, indem deutsche Truppen auf Aaland landeten, um hier die Hauptexpedition, die in Hanko landen sollte, sicherzustellen. Nach sorgfältigen Vorbereitungen ging am 1. April die deutsche Ostsee-Division aus Danzig in See. Die militärische Leitung war dem General Rüdiger Graf von der Goltz übertragen worden, der schon bei den Verhandlungen, die er in Berlin mit dem Gesandten Hjelt über seine künftige militärisch-politische Stellung in Finnland gepflegt, diesen durch sein wohlwollend kluges und taktvolles Auftreten für sich eingenommen hatte. Sein Verhalten in Finnland konnte diesen Eindruck nur verstärken. Es bestätigte in allem die rücksichtsvolle Klugheit und vornehme Zurückhaltung, die auch von der deutschen Regierung in der Frage des Finnlandunternehmens von Anbeginn bis zur letzten Abwicklung beobachtet wurde. „Die deutsche Hilfe“, sagt Edvard Hjelt (der 1921 starb) in seinen Erinnerungen, „war eine Kulturtat ohnegleichen in dem

Weltkriege. Sie hatte natürlich ein mit deutschen Interessen übereinstimmendes militärisches und politisches Ziel — anderes wäre ja nicht denkbar —, aber sie wurde zugleich von einer starken Idealität getragen, dieser sachlichen Idealität, die für die deutsche Nation kennzeichnend ist, dem klaren Bewußtsein einer menschlichen Pflicht gegenüber einem bedrängten, freundschaftlich gesinnten Volk." Einige Tage später landete die Division an der Südwestspitze Finnlands und trat unmittelbar ihren Vormarsch auf Helsinki an.

Es gehörten folgende Truppenteile und Formationen dazu: die 2. Garde-Kavalleriebrigade (Kommandeur Oberst von Tschirsky und von Boegendorff), die aus dem 1. und 3. Garde-Ulanenregiment und einem sächsischen Karabinierregiment bestand (alle zu Fuß), ferner die 95. Reserve-Infanteriebrigade (Kommandeur Generalmajor Wolf), die aus dem 4. und 14. Jägerbataillon und dem 3. Reserve-Jägerbataillon, einer bayerischen Gebirgsbatterie, zwei schweren Batterien, einer Schwadron vom 3. Kürassierregiment (zu Pferde), fünf Radfahrer-Kompanien, einer Gebirgsmaschinengewehr-Abteilung und außerdem Pionier- und Verbindungstruppen sowie Etappen- und Sanitätsformationen bestand. Die Gesamtstärke betrug ungefähr 9500 Mann mit 18 Kanonen, 10 Minenwerfern und 165 Maschinengewehren. Mannerheim begrüßte die deutschen Mitkämpfer durch folgenden Tagesbefehl:

„Auf Wunsch der finnischen Regierung sind Teile des siegreichen und mächtigen deutschen Heeres auf finnischem Boden gelandet, um uns zu helfen und um die Bolschewisten und deren Mörderhaufer aus dem Lande zu jagen. Ich bin überzeugt, daß die Waffenbrüderschaft, die bei den bevorstehenden Kämpfen durch Blut besiegelt werden soll, die Freundschaft und das Vertrauen noch weiter befestigen wird, das Finnland stets zu Deutschlands großem Kaiser und mächtigem Volk gehegt hat.

Ich hoffe, daß Finnlands junges Heer, indem es Seite an Seite mit Deutschlands ruhmreichen Truppen kämpft, von der eisernen Disziplin, dem hervorragenden Ordnungssinn, dem kraftvollen Pflichtgefühl durchdrungen wird, welche die Größe des deutschen Heeres geschaffen und es von Sieg zu Sieg geführt haben.

Indem ich Deutschlands tapfere Krieger in Finnland willkommen heiße, hoffe ich, daß jeder Mann im finnischen Heer beweist, daß er das große Opfer würdigt, das Deutschlands edles Volk in einer Zeit unserem Lande darbringt, wo ein jeder Mann im Kriege des eigenen Landes benötigt wird."

Und nun beginnt der eigentliche Krieg.

Mitte März ist Mannerheim mit den Vorbereitungen so weit, daß er den Befehl zum allgemeinen Vormarsch geben kann. Er verfügt jetzt über ein freilich nur mangelhaft eingeübtes Bauernheer von rund 22 000 Mann, 114 Maschinengewehren und 42 Kanonen. Der Feind zählt mindestens viermal soviel Mannschaften und verfügt über eine unvergleichlich gewaltigere kriegerische Ausrüstung. Mannerheims Tagesbefehl vom 16. März lautet:

„Der Augenblick ist da, nach dem das ganze Volk sich gesehnt hat. Unsere ausgehungerten und gepeinigten Brüder und Schwestern im südlichen Finnland bauen ihre letzte Hoffnung auf euch; die geplünderten Leichen dahingemordeter Mitbürger und die Trümmerhaufen niedergebrannter Dörfer rufen laut zum Himmel um Rache an den Landesverrätern. Brecht alle Hindernisse nieder! Vorwärts, du weißes Heer des weißen Finnland!"

In der Frontlinie sind drei Hauptabschnitte zu unterscheiden, um deren Mittelpunkte sich die entscheidenden Kämpfe abspielen. Auf dem östlichen Schauplatz bilden sie sich naturgemäß zuletzt aus. Im mittleren Abschnitt entwickeln sich die Kämpfe, deren Hauptzweck ist, den Rückzug der Roten nach Osten abzuschneiden.

An diesen Kämpfen nehmen deutsche Truppen entscheidenden Anteil. Aus Reval war in mehreren Etappen eine verstärkte Brigade (rund 3000 Mann, drei Maschinengewehrkompanien, drei Radfahrkompanien, zwei Batterien und eine halbe Kavallerieschwadron) unter Befehl des Obersten Freiherrn von Brandenstein bei Loviisa, östlich von Helsinki, gelandet. Ihr fiel die Aufgabe zu, die Bahnlinie nach Petersburg abzuschneiden. Oberst von Brandenstein erreichte bald in kühnem Vormarsch die angegebene Bahnlinie, worauf er nach langen und heftigen Kämpfen am 19. April das wichtige Städtchen Lahti eroberte.

Der westliche Abschnitt der großen Front war derjenige, wo sich von Anfang an die schwersten Kämpfe abspielten.

Hier hatten die Roten einen Keil in die weiße Front hineingetrieben, dessen Spitze bei Vilppula an der großen Bahn Helsinki—Tampere—Oulu lag. Ihr Bestreben war darauf gerichtet gewesen, die wichtige ost-westliche Bahnverbindung Haapamäki—Pieksämäki zu unterbrechen, die vor dem Kriege von der russischen Regierung als strategische Bahn durchgesetzt worden war, um im Kriegsfall gegen Schweden schnell Truppenmassen an das Bottnische Meer werfen zu können. Jetzt

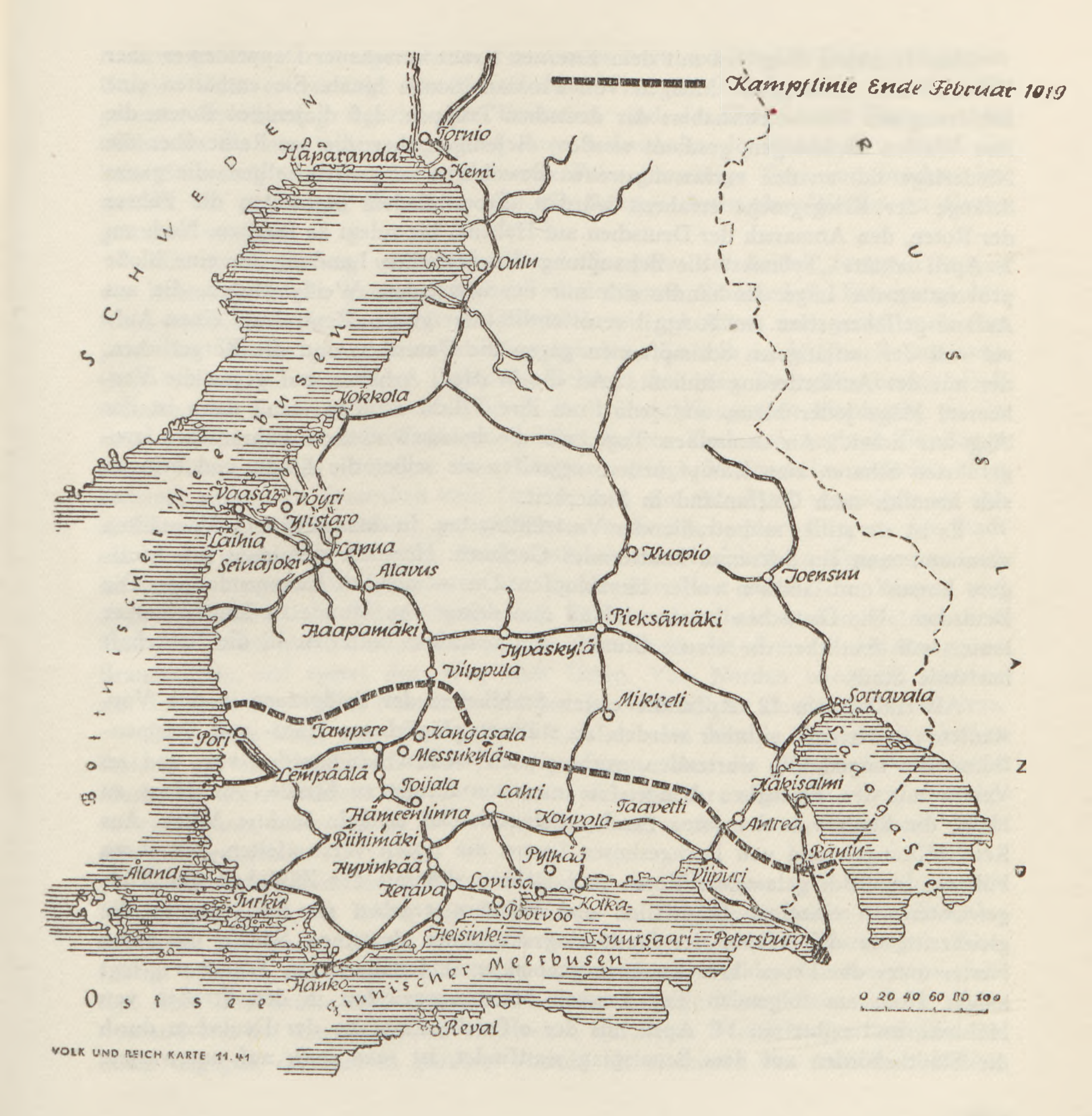
kam diese Bahn den Weißen außerordentlich zustatten, da sie die einzige Verbindung zwischen dem östlichen Landesteil Karjala und dem westlichen Finnland bildete.

In Vilppula, unmittelbar südlich vom Ausgangspunkt dieser Bahn, gelingt es den Weißen, dem Vordringen der Roten einen Riegel vorzuschieben und trotz dem stärksten Druck ihre Stellung zu behaupten. Hier nimmt Mitte März der große Vormarsch nach Süden seinen Anfang. Sein erstes Ziel ist die große Fabrikstadt Tampere, die von den Roten als ihr mächtigster Stützpunkt stark befestigt worden ist. Die Weißen dringen auf beiden Flanken vor; Ende März ist die Stadt umzingelt. Eine ganze Woche dauert der Sturmlauf der Weißen gegen Tampere, das von den Roten mit wütender Zähigkeit verteidigt wird. Am 6. April strecken sie endlich die Waffen, nachdem große Teile der Stadt durch Feuer und Granaten zerstört worden sind.

Die Schlacht von Tampere war die verlustreichste des Freiheitskrieges. Über fünfzehnhundert Tote und Verwundete verloren allein die Weißen. Sie bedeutete zugleich den glänzendsten und entscheidendsten Sieg der weißen Armee: etwa 10 000 Gefangene, eine große Menge Eisenbahnwagen und gewaltige Vorräte an Waffen und Munition fielen ihnen in die Hände. Noch größer war der moralische Sieg: die Roten hatten Tampere für uneinnehmbar gehalten. Wenn diese Hochburg gefallen war, mußten sie das ganze westliche Finnland verloren geben.

Einen bedeutenden Anteil an dem Sieg bei Tampere hatte die aus freiwilligen jungen Reichsschweden gebildete Brigade.

Inzwischen nähern sich die deutschen Truppen im Süden längs der Bahnlinie Hanko—Helsinki der finnischen Hauptstadt. Hier schwirren hundert widersprechende Gerüchte. Niemand weiß etwas Bestimmtes. Eine unbeschreibliche Spannung und Aufregung bemächtigt sich der Bewohner. Ihnen selbst ist angesichts der roten Übermacht jede Möglichkeit zum Handeln genommen. Und die Roten haben gedroht, mit den Schiffskanonen der im Hafen liegenden russischen Flotte die Stadt dem Erdboden gleich zu machen, ehe sie dieselbe den Deutschen übergeben. Man weiß auch nicht, daß General von der Goltz bei seiner Landung in Hanko mit den Russen ein Übereinkommen getroffen hat (schon am 3. März war zwischen Deutschland und Rußland in Brest-Litowsk der Friede geschlossen worden), laut welchem die russische Flotte in Helsinki sich neutral verhalten und dafür bei erster Gelegenheit sich nach Rußland soll begeben dürfen. Hierdurch wird die Hauptstadt gerettet, die sonst ohne Zweifel in ihren schönsten Teilen dem Untergang geweiht gewesen wäre.


Kampflinie Ende Februar 1919
SCHWEDEN
Bottnischer Meerbusen
Tornio
Haparanda
Kemi
Oulu
Kokkola
Vaasa
Vöyri
Ylistaro
Laihia
Lapua
Seinäjoki
Alavus
Kuopio
Joensuu
Haapamäki
Pieksämäki
Jyväskylä
Vilppula
Mikkeli
Sortavala
Pori
Tampere
Kangasala
Messukylä
Lempäälä
Toijala
Lahti
Taavetti
Käkisalmi
Hämeenlinna
Riihimäki
Kouvola
Antrea
Pyhtää
Rautu
Viipuri
Åland
Hyvinkää
Turku
Kerava
Loviisa
Porvoo
Kotka
Helsinki
Suursaari
Petersburg
Hanko
Finnischer Meerbusen
Ostsee
Reval
Ladoga See
0 20 40 60 80 100
VOLK UND REICH KARTE 11.41

Am 11. April fliegt ein mit dem Eisernen Kreuz versehener Doppeldecker über Helsinki und wirft große Mengen von Proklamationen hinab. Sie enthalten eine Erklärung des Oberbefehlshabers der deutschen Truppen, daß diejenigen Roten, die ihre Waffen niederlegen, geschont werden, diejenigen aber, die aus Rache über die Niederlage sich an den verfassungstreuen Bewohnern vergreifen sollten, die ganze Strenge der Kriegsgesetze erfahren würden. Trotz alledem versuchten die Führer der Roten, den Anmarsch der Deutschen auf Helsinki bis zuletzt zu leugnen. Noch am 7. April erklärt „Työmies" die Behauptung der deutschen Landung für eine bloße provokatorische Lüge. Es handle sich nur um verkleidete Weißgardisten, die aus Aaland geflohen seien. Am 8. April veröffentlicht der große „Zentralrat" einen Aufruf voll der unflätigsten Schimpfereien gegen die Deutschen und die Bürgerlichen, der mit der Aufforderung schließt: „An die Waffen, Arbeiter, auf gegen die Verheerer! Möge jeder Mann und jede Frau ihre Pflicht erfüllen, denn dann ist der Sieg uns sicher." An demselben Tage, wo die bolschewistischen Führer ihre irregeführten Scharen zum Kampf hetzen, ergreifen sie selber die Flucht und bringen sich heimlich nach Ostfinnland in Sicherheit.

Es ist ein stiller und strahlender Vorfrühlingstag. In den nördlichen Vorstädten vernimmt man ein seltsames knatterndes Geräusch. Heimlich schleichen sich Mutigere hinaus und lauschen voller Herzklopfen. Da — plötzlich Kanonendonner. Die Deutschen! Die Deutschen kommen! Und nun dringt von Stunde zu Stunde immer lauter und deutlicher die erzene Stimme der deutschen Batterien in die fieberhaft harrende Stadt.

Als endlich am 12. April die ersten Stahlhelme der Feldgrauen in den Vorstädten von Helsinki sichtbar werden, da stürmen plötzlich aus Haus- und Treppenfluren die ungeduldig wartenden, vorbereiteten weißen Schutzgarden vor, und im Verein mit den Deutschen dringen sie nun von Straße zu Straße, von Haus zu Haus, die Stadt von der roten Seuche säubernd. Das ist kein leichtes Werk. Aus Kelleröffnungen und von Dachgesimsen feuern die letzten verzweifelten, von ihren Führern im Stich gelassenen Roten und wehren sich mit der Zähigkeit der Todgeweihten. In einzelnen Stadtteilen und Häusern ergeben sie sich erst, als die gleichzeitig in den Hafen der Stadt eingedrungenen deutschen Schiffe die roten Nester unter das Feuer ihrer Kanonen genommen und teilweise in Trümmer gelegt haben. Noch am folgenden Tag krachen Maschinengewehre in den Straßen von Helsinki, und selbst am 14. April, als der offizielle Empfang der Deutschen durch die Stadtbehörden auf dem Senatsplatz stattfindet, ist man noch auf unerwartete

Kämpfe gefaßt. Der Blutgeruch des Fanatismus liegt noch in der Luft gleich einem Gasgift. Doch er verfliegt schnell vor dem Wind der Begeisterung, der nun die gesamte Bevölkerung ergreift. Die Deutschen sind die Helden des Tages — sie blieben es bis zum letzten Augenblick ihres Aufenthaltes in Finnland! —, und die hohe Stimmung wird nur durch die ernste Feier für einige Tage unterbrochen, bei welcher die gefallenen Deutschen und die Schutzgardisten der Weißen zu Grabe getragen werden.

Mit der Eroberung von Helsinki und Tampere, der beiden festesten Stützen der Roten, gerät der ganze westliche Teil des roten Finnland in Bewegung. Mit Kind und Kegel, mit Hausgerät und Gesinde, mit geraubtem und gestohlenem Gut jeder Art werden ganze Eisenbahnzüge beladen, die nun in langen Reihen nach Osten rollen. An demselben Tage, wo Helsinki von den Deutschen besetzt wird, verlassen die Roten auch Turku (Aabo), die frühere Hauptstadt Finnlands, wo sie ebenfalls ein grauenvolles Regiment geführt haben. Und nun beginnt die Zange der Weißen sich zu schließen: von Tampere dringt Mannerheim südwärts, von Helsinki stoßen die Deutschen nach Norden vor. Am 26. April vereinigen sie sich in Hämeenlinna (Tavastehus), wo gerade an mehr als hundert Bürgern der Stadt ein rotes Todesurteil vollstreckt werden soll, als die einziehenden Truppen es noch im letzten Augenblick verhindern. In überstürzter Hast rollen die Wagen und Züge der fliehenden Roten weiter nach Osten. Aber bald stoßen sie bei dem Städtchen Lahti auf einen zweiten Riegel. Hier steht die deutsche Abteilung von Brandenstein und sperrt den Weg nach Osten. Von Norden wiederum schieben sich Truppen der weißen Finnen heran, um die Weiterflucht dorthin zu verhindern.

Drei Tage lang, vom 30. April bis 2. Mai, wird hier in verzweifelt blutiger Schlacht um den Durchbruch nach Osten gerungen. Aber die sieggewohnte deutsche Mauer ist unzerbrechlich: die Roten müssen sich mit ihrem ganzen Heer, zwanzigtausend Mann, einer Menge Kanonen, Maschinengewehren und viertausend Pferden gefangengeben.

Inzwischen haben die Weißen in Karjala die allerschwersten Kämpfe auszufechten gehabt. Schon früher als die Männer in Pohjanmaa haben die Karjalabewohner im Januar die in Ostfinnland stehenden russischen Besatzungen überwältigt und sich der russischen Flottille in den Gewässern des Saimaasees bemächtigt. Aber ihre Kräfte sind gering und können, solange Mannerheim sich in Westfinnland erst auf den Vormarsch vorbereitet, auf keine Verstärkungen rechnen. Die Roten dagegen, die hier in größerer Anzahl als anderswo von russischem Militär

unterstützt, ja stellenweise fast ganz durch dieses ersetzt werden, erhalten ständigen Nachschub aus Petersburg. Infolgedessen müssen die Weißen in Karjala anfangs ihre Frontlinie hier und da zurücknehmen und sich auf die Verteidigung beschränken. Sie leiden empfindlichen Mangel an Bewaffnung und Ausrüstung. Trotzdem gelingt es ihnen unter wochenlangen ununterbrochenen Kämpfen, die rasenden Angriffe des bedeutend überlegenen roten Feindes zurückzuschlagen. An bedrohtesten Stellen greifen sie sogar selber an; so bei Rautu, weit an der russischen Grenze, wo eine gefährliche Übermacht von kriegsgewohnten russischen Truppen das weiße Heer in der linken Flanke bedroht. Drei Tage lang stürmen die Weißen gegen die schwer befestigten Stellungen vergebens an. Da setzt ihre Artillerie mit gewaltigem Trommelfeuer ein, und unter ungeheuren Verlusten überläßt der Feind die Stellungen den vorstürmenden Weißen. Rautu gehört zu den blutigsten Schlachten des Krieges. An demselben Tage werden ansehnliche weiße Truppenteile durch den Fall von Tampere frei und eilen nach Osten. Nun können auch die Truppen in Karjala zum allgemeinen Angriff übergehen. Am 20. April beginnt ein konzentrischer Vormarsch der Weißen gegen die Hauptstadt von Karjala, Viipuri. Auch hier im Osten sind die roten Truppen an Zahl weit überlegen. Den 5000 Mann der angreifenden weißen Armee stehen etwa 15 000 Rote gegenüber. Am 24. April erreichen die Truppen des Obersten von Coler die Vororte von Viipuri. Gleichzeitig hat Oberst Ausfeld die Karjala-Landenge besetzt und den Weg nach Petersburg verriegelt. In der Nacht auf den 29. April beginnt der allgemeine Sturm auf die Festung.

In Viipuri ist inzwischen etwas Eigentümliches vorgefallen, hervorgerufen durch eine verfrühte Nachricht von der weißen Front. Der Angriff gegen die Festung war von weißer Seite ursprünglich für den 24. April geplant, und durch einen mutigen Bauernjungen, der sich hierfür freiwillig meldete, wird die Schutzgarde der Stadt hiervon benachrichtigt und zu gleichzeitigem Vorgehen aufgefordert. Der Angriff der Weißen verzögert sich aber um mehrere Tage, wovon jedoch die Schutzgarde in Viipuri nicht benachrichtigt werden kann. Verabredetermaßen greift sie am 24. April die Roten in Viipuri an und erobert die östlichen Batterien der Stadt. Aber da der Angriff der weißen Armee ausbleibt, muß die Schutzgarde schließlich kapitulieren, und ihre hundert Mitglieder werden als Kriegsgefangene im Schloß von Viipuri untergebracht. Als nun am 28. April der Angriff der weißen Armee beginnt, da setzen sich die hundert Weißen durch einen Handstreich in den Besitz des Schlosses, das sie als Gefangene beherbergt, müssen aber nun ein Bom-

bardement von seiten der weißen Angreifer ertragen, bis es ihnen gelingt, die rote Fahne auf dem Schloßturm durch eine blau-weiße zu ersetzen. Als die weiße Armee in Viipuri eindringt, können die Schutzgardisten ihr das von ihnen eroberte Schloß als Beute übergeben.

Auch hier haben sich die Bolschewistenführer rechtzeitig aus dem Staube gemacht. Die zurückgebliebene, kopflose bolschewistische Besatzung ergibt sich bedingungslos. Den weißen Eroberern fallen 15 000 Gefangene, 200 Maschinengewehre, 300 Kanonen und große Vorräte an Munition in die Hände.

Das ist die letzte große Schlacht im Freiheitskrieg. Was nun folgt, ist Säuberungsarbeit. Zwei Wochen nimmt diese noch in Anspruch, dann sind die letzten Bolschewistennester im Lande ausgeräuchert und die Russen aus den äußersten Grenzbatterien im Südosten über die Grenze gejagt. Die Weißen sind Sieger und unumschränkte Herren im Lande. Achtzigtausend Kommunisten befinden sich in ihren Gefangenenlagern; wieviele auf den Schlachtfeldern gefallen sind, wird wohl nie genau festgestellt werden können; etwa zehntausend sind in das bolschewistische Paradies entwichen.

Dieser Kampf, der das ganze finnische Volk, jeden einzelnen bis in die tiefsten Wurzeln seines Herzens erschütterte, ist von der übrigen Welt nur wenig beachtet worden. Und doch reichte seine geschichtliche Bedeutung weit über die Grenzen des kleinen und entlegenen Landes hinaus, das ihn ausfocht. Das weiße Finnland, das den Drachen des Bolschewismus erschlug, fühlt mit Recht sein Herz von Stolz erfüllt über die Rettung des Vaterlandes. Es ist aber selber sich kaum dessen bewußt, daß es damit mehr getan hat, als bloß sein eigenes Vaterland vor dem Untergang zu retten. Es hat dadurch zugleich Europa, oder mindestens einen wesentlichen Teil des Erdteils, von der Verseuchung durch den Bolschewismus gerettet. Die geschichtliche Forschung wird, wenn sie sich mit allen einzelnen Tatsachen der Jahre 1917 und 1918 vertraut gemacht hat, nicht umhin können, anzunehmen, daß jedenfalls die skandinavischen Länder und die Randstaaten der Ostsee, dann aber wahrscheinlich auch ein weiterer Teil Europas dem Irrwahn des Bolschewismus zum Opfer gefallen wären, wenn der letztere nicht schon auf finnischem Boden mit so eiserner Faust niedergeschlagen worden wäre. Es dürfte deshalb keine Überhebung sein zu glauben, daß der Kampf des weißen Finnland gegen das rote auch über die Grenzen Finnlands hinaus ein lebendiges und handgreifliches Interesse beanspruchen kann. Die Weltgefahr des Bolschewismus erhebt auch den Sieg des weißen Finnland auf die Höhe weltgeschichtlichen

Geschehens. Daß dieser Sieg zugleich die Krönung eines zwanzigjährigen, von der übrigen Welt nur sporadisch beachteten Daseinskampfes eines kleinen Volkes ist, braucht seine Bedeutung nicht zu verringern. Im Gegenteil: sein politischer Glanz wird noch durch den Schimmer erhöht, der aus seiner sittlichen Kraftquelle strömt.

Deutschland hat durch die edle Hilfeleistung, die es dem um sein Dasein ringenden finnischen Volke brachte, seinerseits einen entscheidenden Schlag gegen den die Welt bedrohenden Bolschewismus gerichtet und damit die lange Reihe siegreicher Kämpfe eröffnet, die es zum Schutze von Kultur und Frieden und zur Sicherung Europas führen mußte und noch heute führt.

Der Frieden wird gesichert

Am 22. Mai 1918 richtete der Reichsverweser Svinhufvud an den Grafen von der Goltz folgendes Schreiben:

„Wenn auch der Aufruhr im großen ganzen nunmehr als unterdrückt angesehen werden kann, wäre es doch dringend notwendig, daß die deutschen Truppen noch weiter in Finnland bleiben würden. Die Gefahr neuer russischer Angriffe ist durchaus nicht ausgeschlossen, bis das Verhältnis zwischen Rußland und Finnland endgültig geregelt sein wird; die deutschen Truppen würden aber schon durch ihre Anwesenheit zurückhaltend auf die Russen einwirken.“ Er hob hervor, daß die deutschen Offiziere und Unteroffiziere als Instrukteure besonders bei der Organisation von Spezialtruppen Finnland große Dienste leisten könnten. Und endlich werde es sich wahrscheinlich als notwendig erweisen, die noch immer bestehende Gefahr einer bolschewistischen Invasion von Ostkarjala aus durch eine gründliche Säuberung dieser Gegend zu beheben, um so mehr, als die Unternehmungen der russischen und finnischen Bolschewisten von der Entente unterstützt würden.

Dieser Bitte des finnischen Reichsverwesers entsprach Deutschland. Es wurde die Stelle eines „deutschen Generals in Finnland“ geschaffen und die Obliegenheiten eines solchen dem General Grafen von der Goltz übertragen. Zu seinen wichtigsten Aufgaben gehörte die Organisation der finnischen Wehrmacht, die auf Wunsch Finnlands nach deutschem Muster gebildet werden sollte.

Diese ebenso verantwortungsvolle wie ehrenvolle Aufgabe hat Graf von der Goltz in geschickter und taktvoller Weise erfüllt. Er hat es streng vermieden, sich

in die eigenen Angelegenheiten Finnlands einzumischen, und hat es verstanden, die deutschen militärischen Grundsätze mit den finnischen Anschauungen und Interessen in Einklang zu bringen. Sein Auftreten in Finnland hat dort überall eine so dankbare Anerkennung gefunden, daß man die Periode der deutschen Unterstützung die „Zeit des Grafen" nannte, in Anlehnung an die gleiche Bezeichnung der glücklichen Jahre in Finnlands Geschichte, wo der schwedische Generalgouverneur Graf Per Prahe im 17. Jahrhundert dank seiner klugen und gerechten Politik sich einer allgemeinen Beliebtheit und Volkstümlichkeit im Lande rühmen konnte.

Inzwischen hatte England im russischen Eismeerhafen Alexandrowsk Truppen gelandet, weil es befürchtete, daß die Deutschen in Finnland die nördlichen Verbindungen zwischen Rußland und der Entente unterbrechen könnten. Am 13. November 1918, nach dem Zusammenbruch Deutschlands, gab Graf von der Goltz vor dem versammelten finnischen Senat folgende Erklärung ab: „Da es mir unzweckmäßig erscheint, die deutschen Truppen mit englischen Soldaten, die in Finnland erscheinen werden, in Berührung zu bringen, und da dann in Finnland andere politische Verhältnisse eintreten könnten, habe ich in Übereinstimmung mit dem deutschen Gesandten den sofortigen Abtransport meiner Truppen beantragt . . . Dem Wunsche der jetzigen finnischen Regierung, daß die deutsche Militärkommission hierbleibt und daß sie und Truppeninstrukteure, auch aus dem Unteroffizier- und Mannschaftsstande, in den Dienst der finnischen Armee übertreten, will ich . . . unter bestimmten Bedingungen nähertreten, weil ich darin ein Band zwischen beiden Ländern für die Zukunft erblicke . . . es ist aber ausgeschlossen, daß ein deutscher Soldat hierbliebe, wenn er nicht glaubte, hier zugleich mittelbar seinem Vaterlande nutzen zu können."

England verlangte jedoch, daß auch diese Deutschen aus dem Dienst der finnischen Armee ausscheiden sollten.

Die deutschen Truppen verließen infolgedessen am 16. Dezember 1918 das Land, dessen Bevölkerung sie beim Abschied mit jubelnder Dankbarkeit begleitete.

Als Zeichen dieser Dankbarkeit errichtete die Stadt Helsinki in einem im Mittelpunkt der Stadt liegenden Hain, der in früheren Zeiten als Friedhof gedient hatte, ein Heldendenkmal, unter dessen Granitblock die bei der Befreiung der finnischen Hauptstadt gefallenen Deutschen zur ewigen Ruhe gebettet worden sind.

Blick in die Zukunft

Wenn wir heute (1942), in den Jahren des Großmächtekrieges, auf den Bolschewistenaufruhr in Finnland, seinen Verlauf und sein siegreiches Ergebnis zurückblicken, erscheint uns manches trotz aller Grausamkeit und allen Schrecknissen im Vergleich zum finnischen Winterfeldzug weniger gefährlich und im Vergleich zum Krieg von 1941 in einem bescheideneren Lichte als damals. Der Maßstab hat sich verschoben: der Feind hat sich ins Maßlose vergrößert, seine Kampfmittel sind unvergleichlich gewaltiger, sein Vorgehen ist noch brutaler geworden. Aber auch die Gegenwehr ist gewachsen. Im zweiten, dem schwersten und gefährlichsten Kampf, im Winterfeldzug 1940, den es allein und verlassen auskämpfen mußte, schien Finnland dem sicheren Untergang geweiht. Ein Wunder, dessen völlige Erklärung erst die Zukunft bringen wird, rettete es vor dem Erliegen. Und der dritte Kampf, zu dem es fünfzehn Monate später antreten mußte, ruft die im Winterfeldzug geschwächte Volkskraft in erhöhtem Maße zum Einsatz. Aber heute kämpft Finnland an der Seite und im Schirm der stärksten Weltmacht und ist des Endsieges sicher, eines Endsieges, der ihm eine Errungenschaft verspricht, auf die es im Bolschewistenaufruhr nicht zu hoffen gewagt hat: die Vereinigung mit den seit Jahrhunderten von ihm getrennten Volksbrüdern in Ostkarelien.

Finnland wird nach diesem Sieg nicht nur wie bisher bloß ein Glied des skandinavischen Nordens sein sondern in den um das mächtige Reich der Mitte sich sammelnden Kreis der europäischen Staaten treten als äußerster ostnordischer Vorposten der europäischen Völkergemeinschaft.

BILDER AUS DEM FINNISCHEN FREIHEITSKAMPF

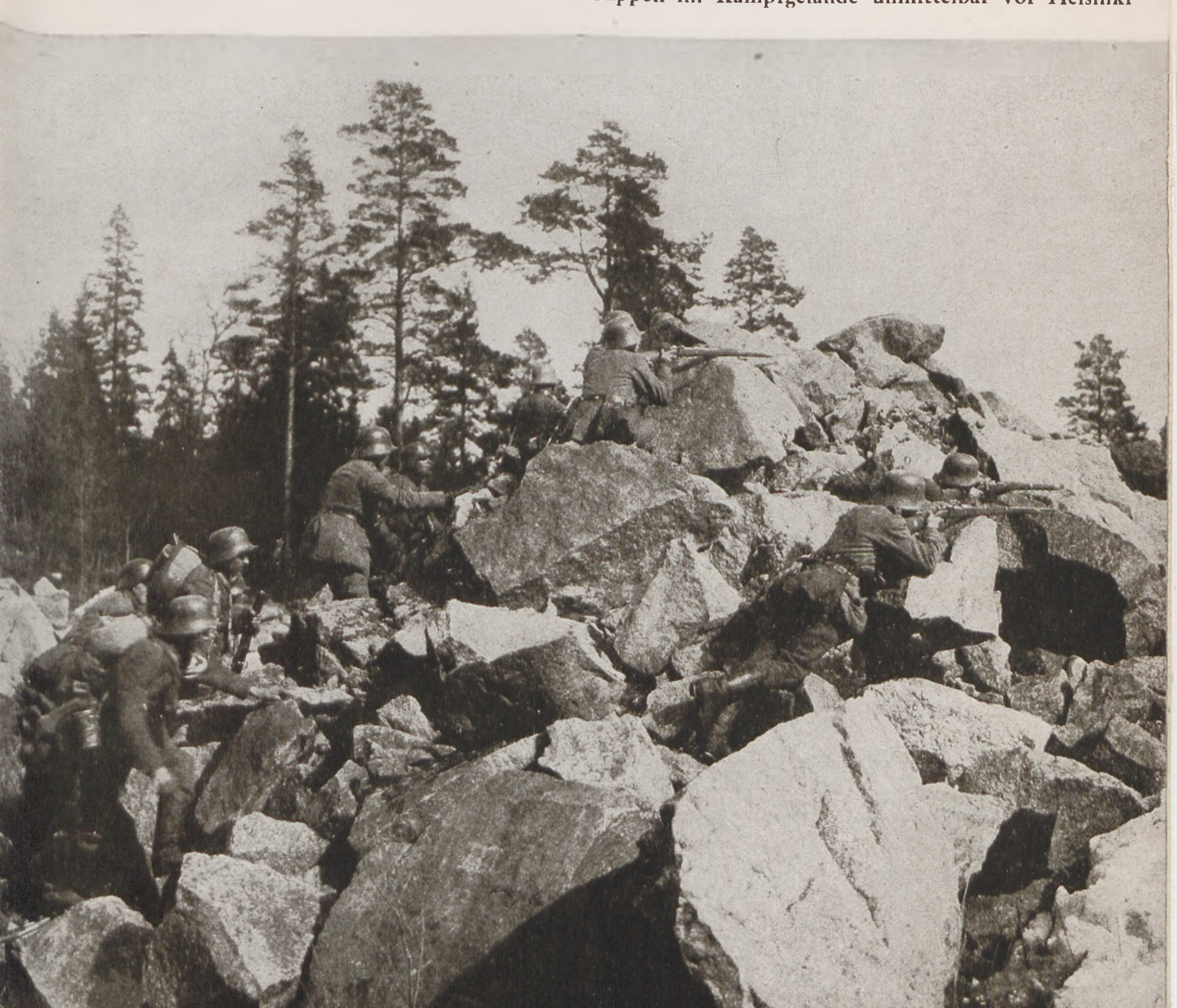
Anfang April 1918 waren deutsche Truppen unter General Graf von der Goltz in Hanko gelandet. Sie traten von hier aus den Vormarsch gegen die finnische Hauptstadt an, die in der Hand der Bolschewisten war. / Deutsche Truppen auf dem Marsch zwischen Hanko und Helsinki



Eine deutsche Maschinengewehr-Abteilung verfolgt die Bolschewisten an der Bahnstrecke Hanko—Helsinki



Im Angriff gegen die finnische Hauptstadt. / Deutsche Truppen im Kampfgelände unmittelbar vor Helsinki



Auf dem Senatsplatz begrüßt der Magistrat von Helsinki General Graf von der Goltz und die deutschen Truppen beim Einzug in die Stadt am 12. April 1918



In Helsinki hatte sich, während vor den Toren der Stadt die Kämpfe zwischen den deutschen Truppen und den Bolschewisten im Gange waren, eine Weiße Garde gebildet, die beim Einmarsch der deutschen Truppen aus den Häusern stürmte und gemeinsam mit ihnen die Stadt von den Bolschewisten säuberte. / Marsch der Weißen Garde durch die Straßen Helsinkis



Parade der deutschen Truppen in Helsinki nach dem Einzug in die Stadt und nach der Befreiung Finnlands von der Herrschaft der Bolschewisten im April 1918



In einem gemeinsamen Heldengrab werden die bei der Befreiung Finnlands gefallenen Deutschen feierlich beigesetzt



In Hanko wurde ein Denkmal zur Erinnerung an die Landung der deutschen Truppen auf finnischem Boden errichtet



Einiges Wissenswerte über Finnland

(Finnisch: Suomi, schwedisch: Finland)

Geographische Lage: nördlichster Punkt 70° 5' 30" südlichster Punkt 59° 30' 10"
westlichster Punkt 19° 7' 3" östlichster Punkt 32° 48' 30"

Umfang: 382 801 qkm, davon Land 348 477 qkm, Wasser 34 324 qkm.

Länge der Grenzen (1939): Landgrenze 3015 km (gegen Rußland 1801 km)
Wassergrenze 1646 km
4661 km

Landschaft: Die Küste des Bottnischen Meerbusens Flachland, der größte Teil des Landes unregelmäßiges Granitmassiv als Rest eines in geologischer Urzeit abgeschliffenen Hochgebirges. Mehr als 35 000 Seen, die vielfach miteinander durch Wasserläufe und Stromschnellen (im ganzen 1442 mit rund 3 Millionen Pferdekräften) verbunden sind. Im Süden erhebt sich das Land auf höchstens 150 m, nordwärts allmählich bis auf 300 m, in Lappland bis auf 700 m.

Klima: Ozeanisch, wärmer als der geographischen Lage entsprechend.

Volk: Archäologische Ausgrabungen zeigen, daß schon vor 6000 Jahren Menschen in Finnland wohnten, doch weiß man nichts Näheres darüber. Nachweisbare Einwanderung aus dem Süden vor etwa 2000 Jahren. Finnisch-ugrische Stämme, vielfach mit germanischen Volksteilen vermischt. Besiedlung aus Schweden im 11. Jahrhundert. Die Lappen (im ganzen 128 063) im höchsten Norden sind ein mongolischer Volkssplitter.

Anzahl der Bevölkerung (1939):

in den Städten	878 374	(22,6 v. H.)
auf dem Lande	3 010 069	(77,4 v. H.)
im ganzen Land	3 888 433	

Durchschnittlich 11,0 auf den Quadratkilometer.

Sprachen (1930):

Finnisch	3 022 257	Deutsch	3 719
Schwedisch	342 916	Lappisch	2 113
Russisch (im Osten)	8 216	Andere Sprachen	1 527

Religion (1938):

Lutheraner	3 706 905	Römisch-Katholische	1 576
Methodisten	2 664	Juden	1 774
Baptisten	1 425	Mohammedaner	378
Freikirchliche	5 840	Konfessionslose	71 748
Griechisch-Katholische (im Osten)	71 428		

Berufe (1930):	Landwirtschaft	2 014 788	59,6 v. H.
	Industrie und Handwerk	569 505	16,8 v. H.
	Verkehr	127 995	3,8 v. H.
	Handel	145 361	4,3 v. H.
	Andere Berufe	523 199	15,5 v. H.

Geburtenüberschuß 1931—1935 in den Städten	3 903
auf dem Lande	25 526
Bevölkerungszunahme in den Städten (1938)	34 824
Bevölkerungszunahme auf dem Lande (1938)	5 733

Die Flucht vom Lande ist also beunruhigend groß.

Von der gesamten Bodenfläche sind (1929):	Ackerboden	2 247 855 ha
	Wiese	495 673 ha
	Weide	439 481 ha
	Wald	31 140 951 ha
		34 323 960 ha

Haustiere (1920—1938):	Rinder	1 925 078	Pferde	380 038
	Schafe	1 072 307	Renntiere	100 356
	Schweine	504 164	Ziegen	10 372

Landwirtschaftliche Produktion (1907—1938):	Butter	33 150 000 kg
	Käse	11 008 000 kg

Rentabilität der Landwirtschaft:

Nettoertrag vom aktiven Kapital durchschnittlich 8 v. H.

Wälder (1923): 25 263 000 ha oder 74 v. H. der Bodenfläche.

Jährlicher Zuwachs 44,4 Millionen cbm (zu gering).

Industrie (1938):	Arbeitsstellen	4 446
	Arbeiter	214 387

Bruttowert der Produktion: 21 092 053 300,— Fmk.

Handel (1938):	Einfuhr	8,6 Milliarden Fmk.
	Ausfuhr	8,4 Milliarden Fmk.

Verkehr (1938): Eisenbahnnetz 5996 km.

Erziehung und Unterricht:

Volksschulen (1938):	Lehrer	13 810	Höhere Schulen:	Schulen	218
	Schüler	491 989		Lehrer	3 325
				Schüler	52 296

Universität in Helsinki (1939):	Lehrer	394
	Studierende, männlich	4359
	Studierende, weiblich	2270

Außerdem in Turku (Aabo) eine schwedische Akademie mit 56 Lehrern und 305 Studierenden und eine finnische Universität mit 36 Lehrern und 264 Studierenden.

Presse (1938): Zeitungen und Zeitschriften in finnischer Sprache 679
in schwedischer Sprache 138

Öffentliches Leben:

Staatsform: Republik mit einem auf sechs Jahre gewählten Präsidenten. Finnisch und Schwedisch sind laut Verfassung gleichberechtigte Nationalsprachen. Ihre Anwendung als Amtssprache richtet sich nach der finnisch- oder schwedischsprechenden Mehrzahl in den betreffenden Gemeinden. Volksvertretung: Reichstag mit 200 Mitgliedern.

Wehrmacht:

Allgemeine Wehrpflicht. Friedensstärke des Heeres rund 25 000 Mann. Drei Gruppen unter je ihrem Oberkommandierenden: die Landstreitkräfte, die Luftstreitkräfte und die Küstenverteidigung mit der nötigen Flotte. Besonderer Grenzschutz im Osten. Außerdem eine auf Freiwilligkeit beruhende Schutzkorpsorganisation auf rein militärischer Grundlage, die rund 100 000 Mann umfaßt. Die Schutzkorps stehen unter dem Oberkommando des Oberbefehlshabers der Wehrmacht, haben ihren eigenen Oberkommandierenden und regelmäßige militärische Übungen. Zu den Schutzkorps gehören die weiblichen sogenannten „Lotta-Svärd"-Vereine mit rund 50 000 Mitgliedern. Ihre Tätigkeit verteilt sich auf Sanitäts-, Feldküchen-, Ausrüstungswesen und Sammlung von Geldmitteln. Sie sind dem Oberbefehlshaber der Schutzkorps unterstellt und halten ebenfalls regelmäßige Übungen ab.

Die finnischen und schwedischen Namen der wichtigsten Städte
Helsinki (Helsingfors), Turku (Aabo), Viipuri (Viborg), Tampere (Tammerfors), Vaasa (Vasa), Pori (Björneborg), Oulu (Uleaaborg), Hanko (Hangö), Hämeenlinna (Tavastehus).

Für die Inselgruppe Aaland (eine große Insel und einige Tausend kleinere Eilande), deren finnischer Name Ahvenanmaa lautet, ist die schwedische Benennung als die heute allgemein bekannte beibehalten worden.

Übersetzungen aus der finnischen und schwedischen Literatur und einige Bücher über Finnland

Aus dem Finnischen übersetzt:

Kalevala (Nationalepos)
Alexis Kivi: Die sieben Brüder (Klassischer finnischer Volksroman)
Kantelelar: Die Volkslyrik der Finnen

Johannes Linnankoski: Das Lied von der glutroten Blume (Roman)
Maila Talvio: Die Kraniche (Roman)
Maila Talvio: Die Glocke
Maila Talvio: Die Tochter der Ostsee
Unto Seppänen: Markku und sein Geschlecht (Roman)
V. A. Koskenniemi: Der junge Anssi und andere Gedichte
V. A. Koskenniemi: Gaben des Glücks (Jugenderinnerungen)
Juhani Aho: Schweres Blut (Roman)
Lauri Haarla: Die Kurki-Saga I und II (Band III in Vorbereitung)

Aus dem Schwedischen übersetzt:

J. L. Runeberg: Fähnrich Staals Erzählungen (Ein Balladenzyklus)
J. L. Runeberg: Hanna. Der Weihnachtsabend (Zwei Epen)
Zachris Topelius: Die Erzählungen des Feldschers (I. Band: Des Königs Ring)
Zachris Topelius: Die Herzogin von Finnland (Roman)
Jarl Hemmer: Gehenna (Roman)
Jarl Hemmer: Morgengabe (Roman)
Harald Hornborg: Das stärkere Blut (Roman)

Bücher über Finnland:

William Sommer: Geschichte Finnlands
Johannes Öhquist: Finnland. Land und Volk — Geschichte — Politik — Kultur
Hans Schrepfer: Finnland. Natur, Mensch, Landschaft
Erkki Räikkönen: Svinhufvud baut Finnland. Abenteuer einer Staatsgründung
Johannes Öhquist: Das Löwenbanner. Des finnischen Volkes Aufstieg zur Freiheit
Iivari Leiviskä und Lauri Lewämäki: Finnland. Reiseführer
Iivari Leiviskä: Finnland. Natur, Geschichte, Kultur und Wirtschaft. Herausgegeben im Auftrag der Presseabteilung des Ministeriums des Äußeren unter Mitwirkung hervorragender Wissenschaftler
Jalmari Jaakkola: Geschichte des finnischen Volkes
Jalmari Jaakkola: Die Ostfrage Finnlands
Väinö Auer und Eino Juti K. Kala: Finnlands Lebensraum. Das geographische und geschichtliche Finnland
Irjö von Grönhagen: Finnische Gespräche. Waffenbruder Finnland. Ein Buch für die deutschen Soldaten in Finnland

Bildnachweis: Atlantik, Berlin: S. 224; Reichsarchiv, Potsdam: S. 221, 222; Volk und Reich Archiv, Berlin: S. 217—220, 223



